Georg Brandes

„O czytaniu" Brulion

i druk odczytu z 26. XI. 1898.

od Marysi (40) 1 ~~243~~

Meine Damen und Herren! Die Sprache, in der ich die Ehre haben werde zu reden, ist nicht die, welche unseren Herzen am nächsten ist, an sie ich glaube aber bemerkt zu haben, dass sie hier am besten verstanden wird (wie Sie nicht, die ... zu verstehen) und ich vermag nicht, Ihre Muttersprache zu sprechen — Mein Thema ist

Das Lesen.

Nicht selten sieht man in Zeitungen oder Zeitschriften die Frage gestellt: Welche sind wohl die hundert besten Bücher, die Jeder sich anschaffen sollte, der eine ausgezeichnete Büchersammlung anlegen wollte? Und die Antworten laufen ein: Die Bibel und Robinson, Homer und Horaz, Dante und Shakespeare, Goethe oder Mickiewicz, usw., verschieden je nach dem Lande, wo sie gestellt werden, und nach den Personen, welche die Antwort geben.

Aber den Fragenden wie den Antwortenden gemeinsam ist die Kindlichkeit zu glauben, es gäbe 100 Bücher, die für Jeden Mann und jedes Weib die besten sein würden.

Und doch zeigt die einfachste Welterfahrung, dass es sich nicht so verhält, dass die vielleicht ausgezeichnete Arbeit, die den Einen tief beeinflusst, den Andern kalt lässt, und dass das Werk, das uns in der Jugend stark bewegt

später geringen Werth für uns hat. Es gibt fast Nichts, das zu jeder Zeit gute Lectüre für Jedermann abgiebt.

Es wird nur deshalb nicht sonderlich bemerkt, weil es heutzutage sehr wenig Personen giebt, die überhaupt lesen mögen, überhaupt irgend eine Ausbeute von ihrer Lectüre haben. [Das Lesen ist fast eine aussterbende Fähigkeit seit dem Zeitpunkt an, da Alle lesen können.]

Von hundert Lesenden sehen die 90 überhaupt nichts anderes als Zeitungen; eine Lektüre, die keine Anstrengung erfordert, während die Artikel, welche Kopfzerbrechen verursachen, übersprungen werden. Die welche anderes als Zeitungen lesen, thun es (nicht selten) so, dass sie es ebenso gern lassen könnten. Kennen Sie die Aeusserung nicht: Es nützt nichts mit mir über dies oder jenes Buch zu sprechen; ich habe es zwar gelesen (glaub ich), vor einigen Jahren; habe aber die unglückliche Eigenschaft, dass ich alles, was ich lese, wieder vergesse.

Die Meisten lesen ohne besondere Aufmerksamkeit, wählen sich vielleicht auch Lectüre, die nicht viel Aufmerksamkeit

246

verdient. ~~Sache~~ Thatsache ist, dass sie vergessen. Manch Einer ist überhaupt nicht gewohnt, vollständig zu verstehen. Wenn z. B. ~~[illegible]~~ junge Leute Bücher in fremden Sprachen lesen, schlagen sie häufig nicht die ~~[illegible]~~ Worte nach, die sie nicht kennen; sie schliessen ~~sich zu~~ auf diese Worte durch den Sinn — wie sie sagen —: sie verstehen die Hälfte, und das genügt ihnen. Sie sind überhaupt nicht gewohnt mehr zu verstehen.

Bei Erzeugnissen, die ihrer Natur zufolge nicht verstandesmässig begriffen sein wollen, wie z. B. lyrische Gedichte, ~~[illegible]~~ verzichten die Leser in der Regel darauf, genau zu verstehen was der Verfasser meint. Einer meiner Bekannten machte eines Tages den Versuch, in einem Kreis von ~~[illegible]~~ Kunstverständiger Bewunderern Goethes „Der Gott und die Bajadere" so laut vorzulesen, dass er jede Strophe mit der letzten Zeile anfing und aufwärts ~~nach oben~~ las. Die Reime fielen Schlag auf Schlag, die ganze Musik der Verse war bewahrt — und Alle fanden es sehr schön:

Sie neigt sich und biegt sich und reicht ihm den Strauss
Sie weiss sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen
Und dies ist der Liebe Haus.

Das klingt sehr schön

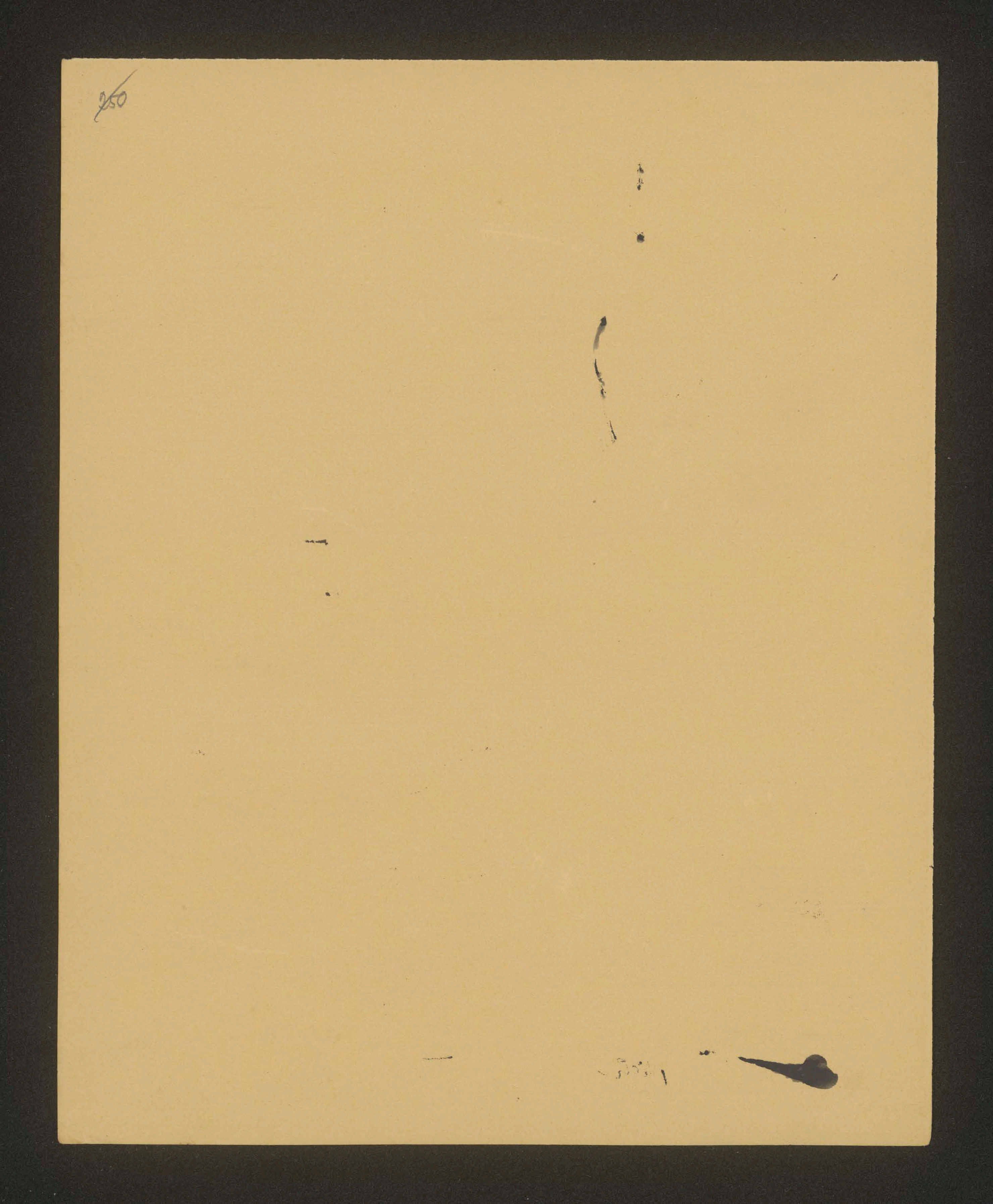
Das gibt eine Art von Sinn und mehr als eine Art von Sinn erwartete der Zuhörerkreis nicht von Versen, und mehr als sie davon verstanden, pflegten sie überhaupt nicht zu verstehen. Die Ausbeute dieses Verstehens kann jedoch unmöglich von Gewicht sein.

Wenn man über diese Art Erscheinungen oder ähnliche ein wenig nachdenkt, kommt man leicht dazu, diese Fragen aufzuwerfen:

Weshalb soll man lesen?
Was soll man lesen?
Wie soll man lesen?

Es ist nicht überflüssig oder müssig so zu fragen. Sogar sehr gebildete Menschen sind oft merkwürdig irre mit Rücksicht auf die Frage, wie man lesen soll.

Ich war einige Male in einem wohlhabenden und (sehr musikalischen,) angesehenen Haus in Kopenhagen eingeladen gewesen, als es mir eines Tages auffiel, dass ich in dem Hause nie einen Bücherschrank gesehen hatte. Auf meine Frage erfuhr ich, dass man keinen besass und auch nicht Bücher mit Ausnahme ~~von~~ 2 oder 3, die auf dem Tische der Wohnstube zur Ansicht lagen.



„Aber Sie lesen doch oder haben sehr viel gelesen?" sagte ich.
„Gewiss, wir reisen viel, wie Sie wissen, wir kaufen zwischen Jahr und Tag eine Menge Bücher, wir lassen sie aber immer im Netze liegen." Im Netze! Der Sinn war im Waggonnetze. Und als Erklärung folgte: Man liest ja doch ein Buch nicht mehr als ein Mal.

Ich würde Verwunderung erweckt haben, hätte ich geantwortet, dass auf diesem Gebiet – einzigen vielleicht – als Regel gilt, dass Ein Mal Kein Mal ist [und dass Der, welcher sich darauf beschränkt, ein gutes Buch Ein Mal zu lesen, nothwendigerweise keinen Eindruck von dessen Inhalt empfangen hat, sonst würde er dazu zurückgekehrt sein] Die Bücher, die mir werth sind, habe ich oft mehr als 10 Mal gelesen. Man kennt ja nicht ein Buch, ehe man es halbwegs auswendig weiss.

Man soll also nicht so lesen, dass man das Buch im Netze liegen lässt.

Man soll auch gern, wenn man die Mittel dazu

hat, das Buch besitzen. Es gibt Leute, die keine Bücher haben trotz ihres Wohlstandes. Ich war eines Tages bei dem reichsten Kunst-Mäcenas in einem der skandinavischen Länder eingeladen, einem Manne, dessen Sammlungen den Werth von weit über eine Million Mark haben, und als ich seine Gemälde gesehen hatte, sagte ich: Jetzt möchte ich die Bücher sehen. Wo sind sie?

Er antwortete etwas ärgerlich: „Ich sammle nicht Bücher". Er hatte fast keine.

Es gibt Leute, die sich mit der Versorgung begnügen, die sie von den Leihbibliotheken erhalten — eine schlechte Weise, sich mit Büchern zu versehen. Es ist ein sicheres Zeichen, dass es an Kultur und Geschmack gebricht, wenn man in einem grossen Lande wie Deutschland an jedem Badeort unumgänglich Damen in theuren Toiletten sieht, jede mit ihrem fettigen Leihbibliotheksroman in der Hand. (Sie würden sich schämen ein Kleid zu borgen, das Kleid einer Andern zu tragen, und borgen ein Buch.) Sie sparen an dem Bücherkauf, sie können nichts lesen als Leihbibliotheksromane, lesen den einen nach dem andern, während der eine den andern aus dem Gedächtniss aus-

treibt. Kaiserin ~~Augusta~~ von Deutschland leihen in der Leih-bibliothek Nicolai's, in Berlin. (Bücher)

Sogar reiche Leute haben selten die Liebe zum Buche, die sich darin zeigt, dass man das Exemplar schont, es in einen Einband binden lässt, der dem Inhalte entspricht und dem persönlichen Geschmack des Besitzers entspricht.

Man hat einfach keine eigene Auffassung des Inhalts und keinen persönlichen Geschmack.

Der Mann, welcher antwortete: Ich sammle nicht Bücher, sah nicht die Nothwendigkeit des Lesens ein. [Er gehörte dem wohlhabenden Bürgerstand, der heutzutage wenig mehr als Zeitungen liest.]

Starkes und heftiges Interesse für das Lesen haben ausserhalb des gelehrten Standes, der fast allzuviel liest, heutzutage (in den [illegible] Ländern) besonders die, welche weder die Zeit noch die Mittel zum Lesen haben, die Kleinbürger, der Arbeiterstand. In ihm findet sich noch etwas von dem Bildungsdurst, der vor 100 Jahren den Bürgerstand auszeichnete, der aber schnell gelöscht wurde.

256

Weshalb soll man lesen? ist also die Frage, die zuerst eine Antwort erheischt.

Ich überschätze nicht die Kenntnisse, die durch Lesen gewonnen werden können. In vielen Fällen ist das Lesen nothwendigerweise nur ein Surrogat, ein schwächerer Ersatz für directe Kenntniss des Lebens und der Welt. Es ist nützlicher, umfassende Reisen zu unternehmen als ausführliche ~~und umfassende~~ Reisebeschreibungen zu lesen. Man lernt die Menschen besser kennen dadurch, dass man sie in der Wirklichkeit beobachtet, als dadurch, dass man sie in Büchern studirt. Ich gehe noch weiter: Sculpturen, Gemälde sind (wenn sie von den grössten Künstlern herstammen), lehrreicher als Bücher. Michel Angelo, Tizian, Velasquez, Rembrandt haben mir tieferen Unterricht über die Menschheit gegeben als ganze Bibliotheken.

Bücher sind in der Regel als Theorie zu betrachten. Wie der Arzt sich nicht damit begnügen kann, über seine Wissenschaft zu lesen, sondern die Kranken studiren muss, so können überhaupt die Bücher uns nichts lehren,

wenn wir nicht zugleich das Leben studiren. Haben wir nicht selbständige Menschenkenntniss, so können wir nicht einmal einen Roman geniessen. Wir sind dann ausser Stande zu beurtheilen, ob er ein wahres oder falsches Bild der Menschen gibt, wie sie sind. — Dass dies sich so verhält, erfährt man aus den vielen thörichten Urtheilen über gute Bücher. „So und so fühlt oder handelt kein Mensch!" sagt eine Person, die nur einen ganz engen Kreis von Menschen gekannt hat und nie verstanden hat was ~~unter~~ in den Menschen um sie herum vor sich ging. — ~~Manc~~ Beschränkte Menschen nennen ein Buch schlecht und unwirklich, weil es ausserhalb der Wirklichkeit fällt, die ihnen bekannt und geläufig ist. Ihre Wirklichkeit ist gegen die Wirklichkeit was ein Gänseteich gegen das Weltmeer.

Wir sollen also nicht glauben, dass wir Weisheit dadurch erreichen, dass wir Bücher verschlingen. Viele Voraussetzungen sind erforderlich um nur den Bruchtheil von Weisheit sich an-

2/60

zueignen, der in einem guten Buch liegen kann, Voraussetzungen des Lebens.

Auf der andern Seite darf aber auch gesagt werden, dass Bücher ihre Vorzüge haben im Vergleich mit Menschen. 1) Sie setzen Gedanken in Bewegung, was die Menschen selten thun 2) Sie schweigen, wenn man sie nicht fragt – die Menschen sind selten so diskret. – Wie oft hat man (zudringlichen) lästigen Besuch. Ich habe in meinem Arbeitszimmer 7–8000 Bücher, die mich nie genieren, oft erfreuen. 3) Sie sind selten so leer wie die Menschen, von denen bisweilen gilt, wie es in Goethes Gedicht heisst:

Wären's Bücher, ich würde sie nicht lesen.

Wenn Sie mir die (alltägliche Bemerkung) verzeihen wollen, so sollen wir also lesen um zu unseren eigenen Erfahrungen die Erfahrungen anderer, grösserer, einsichtsvollerer, willenskräftiger Menschen zu fügen. Wir sollen lesen, weil in der Wissenschaft die Arbeit und die Forschung von Jahrhunderten uns in verdichteter Gestalt und in geklärter Form geboten wird, und weil wir in den geschriebenen Kunstwerken einer eigenthümlichen Schönheit und einer schönheitsliebenden Persönlichkeit begegnen, die wir nur

auf diesem Wege kennen lernen können. Das Lesen kann uns klareren Blick, schärferen Sinn, grössere Empfänglichkeit für das Werthvolle geben.

Und selbst wenn die Lectüre uns nur eine unschuldige Unterhaltung bietet, so ist schon dieses von Werth ~~während~~ in der Langeweile und der einförmigen Anstrengung des täglichen Lebens. Die blosse Unterhaltungslektüre ist durchaus nicht zu verachten — wenn sie nur unterhält.

~~Manch Einer wird~~ Manch Einer wird hinzufügen: Wir sollen lesen, um bessere Menschen zu werden, und er hebt deshalb die moralisirenden Bücher auf Kosten der übrigen Litteratur hervor, und er fordert, die Litteratur solle moralisch d. h. moralisirend sein.

Ich will durchaus nicht leugnen, dass man durch das Lesen verbessert werden kann; das hängt aber am meisten davon ab, wie man liest — und zu dieser Frage sind wir noch nicht gelangt.

In der Regel kann man aber sagen, dass Nichts in der Welt weniger verbessert als ~~das Moralisiren~~ moralisirende Bücher und Reden. Nichts wirkt langweiliger, ganz zu geschweigen, dass

Nichts unkünstlerischer ist. Wie man nicht durch ewiges Schimpfen erziehen kann, so nützt es nichts durch ewiges Predigen verbessern zu wollen. Moralisierend d. h. sittlich imponierend wirkt bisweilen das Exempel. Aber das Exempel allein. Und das moralisierende Buch ist kein Exempel. Alle Menschen kennen seit der Kindheit die Vorschriften, dass man edel in Gedanken, uneigennützig im Handeln sein soll, wir kennen sie so gut, dass sie keinen Eindruck machen, selbst wenn wir sie in einer Dichtung illustriert sehen. Wir sollen also von dem Schriftsteller nicht fordern, dass er unsere Verbesserung beabsichtige – das hiesse ihm eine zu schwere Arbeit aufzudrängen. Was wir fordern können, ist nur, dass er gewissenhaft schreibt und die Fähigkeit besitzt, uns irgend etwas zu lehren.

Und wir können die Bücher vermeiden, durch deren Lektüre wir uns entschieden verringert oder verschlechtert fühlen.

Doch dies führt zu unserer zweiten Frage:

Was sollen wir lesen?

Was lesen wir? Zeitungen. Niemand wird leugnen, dass die Zeitungslectüre heutzutage eine Nothwendigkeit ist, dass sie Kenntnisse, wenn auch sehr zerstreute, verbreitet. Sie theilt auch Interessen mit und weist den Weg zu anderer Lectüre. Wir können nicht entbehren, sobald wir aus dem Bette gestiegen, durch Europa, Asien, Afrika, Amerika herumgeschleudert zu werden. Wir haben ausserdem das Bedürfniss, unsere ~~Ansichten~~ Meinungen (d. h. meistens: die Vorurtheile, die uns von Anderen ~~eingeprägt~~ beigebracht worden sind) vertreten und vertheidigt zu sehen u. s. w.

Was man Zeitungslesern wünschen muss, ist nur dies dass sie 1) ~~erstens~~ (im Stande sein werden) ihre Lieblingszeitung mit etwas Kritik ~~etwas~~ zu lesen 2) dass sie von dieser Lektüre nicht so befriedigt ~~werden~~ sind, dass sie ganz unfähig ~~sind~~ werden, irgend eine andere zu geniessen.

— Ich fing mit einem Protest gegen die Ansicht an, dass es eine bestimmte Anzahl von Büchern gebe, die sich bezeichnen liesse als die für alle Menschen beste.

Es giebt unter den Büchern Ein Buch, das gewöhnlich

als das zu stetiger Lektüre am meisten geeignete, als das allerbeste Buch betrachtet wird – die Bibel. Wenige Bücher beweisen wie dies Buch, dass die Horde der Menschen gar nicht zu lesen versteht. Das sogen. alte Testament enthält bekanntlich alles was uns von althebräischer Litteratur 800 Jahre hindurch hinterlassen worden mit einigen Büchern in griechischer Sprache. Es sind Bücher der verschiedensten Art und verschiedensten Ursprungs, die zu uns mit entstellten Texten gekommen sind, verdorben durch unendliches Abschreiben, in der Regel Männern zugeschrieben, die sie nicht verfasst haben, und welche historische Einsicht fordern, um genossen zu werden.

Einzelne dieser Schriften enthalten (wie die zwei Sammlungen, die Jesaias' Namen tragen) etwas von der schönsten Poesie, die es vom Alterthum gibt, Zeugnisse des höchsten Gerechtigkeitssinns und der höchsten religiösen Entwickelung, die es zu den Zeiten (750–500 vor Christus) auf Erden gab, andere wie z. B. die Bücher der Chronika sind eine Sammlung

später, fast werthloser Priesterfälschungen von geschichtlichen Begebenheiten. Und all dies wird in protestantischen Ländern dem gemeinen Mann als Erbauungsbuch in die Hand gegeben – und es giebt Zeugnisse genug, wie diese Lectüre die Gemüther verwirrt.

Wenn also nicht einmal dieses (anerkannt beste) Buch gut für Alle genannt werden kann, so können es fast noch weniger die sogenannten Klassiker. In den meisten wohlhabenden Häusern stehen sie da in Gesammelten Werken, werden jedoch wenig gelesen und amüsiren wenig, wenn sie vorgenommen werden, weil es ein ~~nur~~ Zufall ist, ob man sie begreift ~~sie begriffen werden~~.

Sie haben für ein früheres Geschlecht geschrieben, enthalten in der Regel etwas, das der aufwachsenden Generation fremd ist. Diese thut gewiss am besten, mit den Büchern anzufangen, die für die Jetztlebenden geschrieben sind. ~~[illegible]~~ ~~[illegible]~~ Die verstehen sie am besten, und durch sie geht der Weg zu den grossen Schriftstellern der Vorzeit. Die Klassiker stehen in der Regel in den

~~272~~

Bücherbörten als Zeugnisse von der Unpersönlichkeit des Besitzers.
Er hat ~~auch~~ keine persönliche Vorliebe gehabt, sich nicht stark nach irgend einer Seite gezogen gefühlt und hat an seiner Wand was man in seiner Stadt, seinem Stand, seinem Kreis zu haben pflegt.

(Gewiss besitzt er so in der Regel gute Bücher, aber gute Bücher der Vorzeit, selten die zeitgenössischen. Die Genies haben zu ihrer Lebenszeit — wenn sie nicht sehr alt werden — meistens die Mehrzahl gegen sich. Es ist nicht zu wundern, dass sie oft unerkannt leben und sterben. Das Erstaunliche ist, dass sie bisweilen anerkannt werden. —)

Es ist ein Zeichen der Unpersönlichkeit, dass so wenige Menschen Lieblingsschriftsteller oder Lieblingsbücher haben, die ein wenig abseits von dem gebahnten Wege liegen. Doch geschieht es bisweilen.

Man liest heutzutage nicht mehr den englischen Historiker Gibbon. Doch kenne ich einen deutschen Maler und Dichter Arthur Fitger, der immer wieder und mit Genuss Gibbons Buch über den Verfall des Römischen Reiches liest. [Selbst im Norden liest man nicht mehr

Die Geschichte Dänemarks von Ludwig Holberg. Ich kenne einen alten Kaufmann, der diese Geschichte immer wieder liest. Es ist eben das Gericht, das für seinen Gaumen passt.]

Ein dänischer Maler Zahrtmann hat ein einzelnes Buch „Das Denkmal meines Jammers" von der Prinzessin Leonora Christina (17tes Jahrh.) so innig gelesen, dass er mehr als zwanzig historische Gemälde über den Stoff hervorgebracht hat.

So soll man lesen – nur am liebsten mehr als Ein Buch. Es giebt so wenig kräftige Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit unter uns.

Aber, wird man sagen, wie finde ich die guten Bücher, die mich besonders reizen würden? Das ist natürlich immer eine schwierige Frage. Man kann kein sicheres Mittel dazu angeben so wenig wie dazu, die Menschen zu treffen, die Einen fördern würden. Man kann aber gegen die Mittel warnen, die nicht zum Zweck führen oder die ihn ganz verfehlen.

Es giebt Menschen, welche meinen, sie brauchen nicht selbst die Bücher zu lesen, sie können erfahren was

darin steht, ohne sich diese Mühe zu geben. Sie wollen nicht Einsicht, sondern Uebersicht. Da sie am liebsten eine Uebersicht über das Ganze haben wollen, und da sie glauben, dass sie am meisten erfahren, wenn sie die Uebersicht vornehmen, die das meiste begreift — so nehmen sie ihre Zuflucht zu der Art Bücher, die mit der Schöpfung der Welt anfangen und beim heutigen endigen, sogenannte Welt-Litteraturgeschichten.

Hüten Sie sich für solche Bücher, es gibt nichts, was sicherer verdummt!

Stellen Sie sich den Verfasser einer solchen Weltlitteraturgeschichte vor! Er spricht von Büchern in 50 Sprachen und kennt vielleicht 6 oder 7 dieser Sprachen. Wenn er im Leibe seiner Mutter zu lesen angefangen hätte und sein Lebenlang nie anderes gethan hätte, nie geschlafen, noch gegessen, aber nur gelesen, bis er sein Buch herausgab, so hätte er doch nicht Zeit finden können, ein Zehntel von den Büchern zu lesen, die er bespricht.

Ein Buch, das wirklich leiten soll, muss ein einzelnes

278

Land oder einen bestimmten nicht zu langen Zeitraum umfassen. Man kann sagen: Je kürzer der Zeitraum, um so besser. Die Beschränkung des Stoffes macht nicht das Buch beschränkt. Das Grosse, das Umfassende entspringt nicht dem, dass man über einen ungeheuren Stoff den Mund aufsperrt, aber entsteht durch die Grösse der Behandlung, durch den umfassenden Blick des Autors.

Das Unendliche ist nicht ungeheuer viel; es entsteht durch die symbolische Behandlung des Individuellen. Man kann als Naturforscher ein Insekt so behandeln, dass man dadurch einen Einblick in das Weltall erhält. So wird der hervorragende Schriftsteller seinen Stoff symbolisch behandeln. Selbst wenn er von einem kurzen Zeitraum oder einem einzelnen Mann schreibt, ist darin immer 1) die Darstellung des Gegenstands 2) die Erklärung des Gegenstands 3) die Kritik des Gegenstandes — und man ahnt darin die Gesetze alles Hervorbringens und aller geistigen Wirksamkeit.

Vermeiden Sie deshalb die ungeheuren Uebersichten!

280

Ersetzen Sie sie durch ein Konversationslexikon, das sich nicht dafür ausgibt, persönlich zu sein.

Es gibt heutzutage einen Aberglauben über die allgemeine Bildung. Man liest, um allgemeine Bildung zu erhalten. Sie wird leicht so allgemein, dass es gar keine Bildung wird. Man liest bald über den Congostaat, bald über Wallfische, bald über Schauspielkunst, bald über serbische Lyrik, über den Socialismus in Bayern, die Revolution 1830 usw.

Aber alle Menschen, die etwas wissen oder können, wissen oder können etwas bestimmtes Besonderes. Von dem Speciellen öffnen sich Fenster auf das Allgemeine. Aber es führen weit weniger Wege von dem Allgemeinen zum Speciellen.

Wenn die Frage besteht: Was soll man lesen? so antworte ich: Lesen Sie tausend mal lieber 10 Bücher über Eine Sache oder Einen Mann, als 100 Bücher über hundert verschiedene Sachen. Gesetzt Jemand würde versuchen englische Parlamentsverhandlungen kennen zu lernen! Würde es einen Sinn haben, dass er den Hansard

282

(die gesammelten stenographischen Berichte des Parlaments) vor sich nähme und darin die Parlamentsverhandlungen eines Jahrhunderts zu lesen versuchte? Er würde wohl ganz verwirrt darüber werden.

Ich bekam einmal Interesse für einen einzelnen englischen Politiker, Disraeli, Lord Beaconsfield. Ich las dann zuerst Alles, was er an Romanen und Novellen geschrieben hatte, verfolgte dann die Geschichte seines öffentlichen Lebens. – So kam ich dann auch zu seinen politischen Reden im Parlament und anderswo. Und da mein Interesse einen Mittelpunkt hatte, wurden alle diese Reden über Dinge, die mich sonst nicht beschäftigten, interessant, und nicht nur seine Reden, sondern alle die Reden, die von seinen Gesinnungsgenossen und von seinen Gegnern, seinen Angreifern und Feinden gehalten wurden. Er hatte Feinde die Menge, und jeder dieser Feinde hatte seine Persönlichkeit. Diese Persönlichkeiten wieder wurden mir relativ interessant, weil der, dem sie an den Leib gehen wollten mich interessierte, und so wurde nach und nach ein

grosser Abschnitt von der politischen Geschichte Englands, der mir sonst fern gelegen hätte, für mich sehr fesselnd.

Also: Sobald eine Person oder eine Sache Sie interessiert, so beissen Sie sich fest daran, vertiefen Sie sich darin. Sie lernen dadurch 100 Mal mehr als wenn Sie sich in 100 Sachen vertiefen. Der Gegenstand erweitert sich vor Ihrem Auge und umspannt zuletzt den ganzen Gesichtskreis. Fangen Sie aber nie mit dem Gesichtskreis an. Das heisst ins Blaue hinaus zu starren.

Viel wichtiger ist am Ende, dass Sie das, was Sie lesen, gut lesen, als was Sie lesen.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass es nicht schlechte Bücher in Hülle und Fülle gibt, die zu lesen nur Zeitverlust ist. Man warnt mit Recht gegen gefährliche Bücher, und bisweilen sind wirklich die Bücher gefährlich, die man so nennt. Es sind nicht allein die, welche ~~einen~~ auf die schlechten Triebe des Lesers spekulieren, sondern die, welche niedrige und platte Sachen als bewunderungswürdig

und fein darstellen, oder welche Vorurtheile verbreiten und Freisinn und Freiheitsstreben verhasst machen, in gehässigem Licht darstellen.

Aber fast eben so schlimm sind die langweiligen Bücher, und es ist ein höchst trauriger Aberglaube, infolge dessen man unwillkürlich einen gewissen Respekt für Ernst und die Gelehrsamkeit hegt, welche langweilen. Die langweiligen Bücher verscheuchen die Leute davon, Einsicht zu erwerben.

Historische Bücher z. B. sind oft erschrecklich langweilig; man liest sie mit Selbstüberwindung, weil man glaubt, es sei eine Art von Pflicht. — Verlieren Sie nie Ihre Zeit an langweiligen Büchern, zerbrechen Sie nie Ihre Zähne an so harter Kost! Die Geschichte kann und soll das amüsanteste Fach sein. Es ist, scheint mir, noch amüsanter etwas über wirkliche Menschen zu erfahren, als über erdichtete (wenn diese auch wirkliche Modelle gehabt haben). Aber die Geschichtsschreiber machen sich bisweilen die Arbeit zu leicht, stellen die Menschen nur äusserlich dar ohne sie in sich empfunden zu haben.

Ich sass eines Abend in Berlin neben einem kleinen Universitätsprofessor der Geschichte (gelehrt und trocken), der mir mittheilte, er habe eine Arbeit vor über Bothwell, den wilden Schotten, den Geliebten und Gatten Maria Stuarts, den Mörder Darnley's. – Ich brach unwillkürlich aus: Es muss Ihnen sehr schwierig sein, sich in seine Gefühlsweise hineinzuleben; (ich meinte Ihnen sehr schwierig sein.) — „Das braucht es gar nicht", war die Antwort, „ich habe alle die Urkunden". — Diese Antwort: „Das braucht es gar nicht" ist nach 20 Jahren in meiner Erinnerung geblieben.

Die Urkunden sind da, nicht der Hauch des Lebens, keine Gestaltungskraft, keine Verfasserpersönlichkeit. – Vergleichen Sie solche Bücher mit einem Werk wie Michelets: Die Geschichte Frankreichs!

Doch die Frage: Was man lesen soll, ~~führt~~ kann, wie Sie schon bemerkt haben, ~~ist~~ gar nicht an sich beantwortet werden; sie führt unmittelbar in die Frage hinüber: Wie soll man lesen?

Junge Mädchen gebrauchen bisweilen den Ausdruck: Sich selbst aus den Büchern heraus zu lesen. Sie lesen am liebsten etwas worin sie eine Art Aehnlichkeit mit ihren eigenen Erlebnissen und Verhältnissen finden. Natürlicherweise können wir nur durch uns selbst verstehen; doch wenn wir ein Buch verstehen wollen, so gilt es nicht darum, uns selbst in dem Buche zu finden, sondern das aufzufassen, was der Verfasser uns hat mittheilen wollen durch das System von Zeichen, das die Personen des Buches ausmachen. Durch das Buch dringen wir in die Seele ein, aus der es seinen Ursprung hatte. Und wenn wir durch das Werk gehen bis an den, der es geschrieben hat, so erwacht eine Lust in uns, mehr von ihm zu lesen. Wir ahnen, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen den verschiedenen Sachen, die er schrieb, und wenn wir sie in Zusammenhang lesen, verstehen wir sie und ihn selbst besser.

Nehmen Sie z. B. ein Ihnen vielleicht bekanntes Schauspiel von Henrik Ibsen: Gespenster. Es ist ein Buch, das nicht geeignet ist,

292

ganz unentwickelten jungen Menschen oder jungen Mädchen in die Hände gegeben zu werden. Das ist aber keine Einwendung gegen ein solches Werk. Als es erschien, wurde dies ernste und tiefe Drama fast einstimmig zurückgewiesen als eine ungeziemende Arbeit, ein verderbliches Buch; fast die ganze nach Norwegen verschickte Auflage kam unverkauft nach Kopenhagen zurück.

Ibsen pflegt zwei Jahre zwischen seinen Arbeiten hingehen zu lassen. Aber schon Ein Jahr nachdem Gespenster veröffentlicht worden, erschien seine nächste Arbeit: Ein Volksfeind. Das Drama stellt, wie Sie wissen, die schlechte Behandlung dar, die ein einsamer Mann, Arzt in einer Kleinstadt, erfährt, als er aufklären will, dass das Wasser des Bades dort verpestet ist. Anstatt das Wasser zu reinigen, zieht man es vor, den Arzt zu beschimpfen, als sei er, nicht das Bad das pestbehaftete Element in der Stadt. Das Stück war eine Art Parabel, stellte die Aufnahme dar, die den „Gespenstern" zum Theil geworden, und man sieht das Stück in einem neuen Licht, wenn man dies vor Augen hat.

Man sollte denn am liebsten so lesen, dass man den Zusammenhang zwischen den Arbeiten eines Schriftstellers wahrnehme.

Es schadet auch nicht, so zu lesen, dass man den Zusammenhang fühlt, zwischen seiner Arbeit und der Arbeit derjenigen, die ihn beeinflusst haben oder die er beeinflusst.

Verharren Sie einen Augenblick bei dem Volksfeind, und erinnern Sie sich des Gewichts, das auf das Unrecht gelegt wird, welches die Mehrzahl als Mehrzahl immer dem freien Einzelnen gegenüber hat; sie kennen die Schlussworte: „Der ist der Stärkste, welcher allein steht." Dieser Gedanke war skandinavischen Lesern nicht neu; er war mit der ursprünglichsten Energie in den Werken des grössten nordischen Denkers ausgesprochen, und indem so das Werk Ibsens auf Sören Kierkegaard zurückwies, vernahm der nordische Leser einen Zusammenhang zwischen norwegischer und dänischer Litteratur, eine Geistesströmung von dem einen Land zum anderen.

So sind wir durch aufmerksame Lectüre, durch das Buch eingedrungen zum Manne, der dahinter steht, und durch ihn zu dem grossen geistigen Zusammenhang, worin er sich befindet und zu dem Einfluss, den er wieder übt.

Doch diese Art des Lesens ist nicht für alle; nur die einigermaassen kritisch befähigten fühlen sich darauf angewiesen. Alle vermögen dagegen so zu lesen, dass sie aus dem Gelesenen all die Moral herausziehen, die darin zu finden ist. Ich sagte kürzlich: Wir sollen nicht glauben dass wir durchs Lesen besser werden, nicht von dem Schriftsteller verlangen, dass er uns durch Moralisiren verbessere.

Wir sollen aber so lesen, dass wir aus der Lectüre die nützliche Lehre, die darin verkappt ist, uns aneignen.

{Ich wähle ein Beispiel.} Um Ihnen meine Meinung zu erklären, bin ich gezwungen etwas weitläufig zu sein. Ich muss Ihnen erst eine Thatsache, eine Begebenheit erzählen, dann Ihnen zeigen wie sie meiner Ansicht nach gelesen sein soll.

Ich wähle als Beispiel die Belagerung und Uebergabe von Soissons 3 März 1814.

Nach der Schlacht bei Leipzig war Napoleons Lage diese. Er hatte 60–70,000 Mann unter Waffen, geschlagene ermattete Truppen, die meisten kleine Kinder — ihm gegen

über 300,000 Mann gehärtete und siegreiche Soldaten. Seine Generäle ziehen sich in Unordnung in Frankreich hinein. Er selbst eilt herzu, überall wo die Gefahr am grössten ist, ermuthigt die Truppen, wirft sie gegen den feindlichen Einfall, schlägt den Feind bei **Brienne**, bei la Rothière, 1 gegen 4, bisweilen 1 gegen 5. Da er aber die so sehr überlegenen Massen nicht direct anzugreifen vermag, wartet er, wie ein Pantherthier, das auf dem Sprung liegt, eine Chance, irgend einen Fehler, den der Feind nach seiner Ueberzeugung begehen wird.

Der Fehler wird begangen; Blücher und Schwarzenberg marschiren getrennt. Er wirft sich über Blücher, schlägt ihn 4 Tage nach einander, fällt dann über Schwarzenberg, der sich zurückziehen muss, und eilt aufs Neue Blücher nach, um ihn gänzlich aufzureiben und seine eigene Macht wieder zu errichten, da Alles sich plötzlich verändert, indem die kleine Festung Soissons, die Blücher und Schwarzenberg verhinderte, ihre Heere zu vereinigen, sich eben in dem entscheidenden Augenblick übergibt.

300

Die Niederlage war, sagt Thiers, Blücher so ganz sicher, wie etwas in einem Kriege sein kann. Zum ersten Mal in diesem Feldzuge war nicht allein die strategische sondern die numerische Ueberlegenheit auf der Seite Napoleons. Blücher war dazu reducirt mit dem Rücken gegen den Fluss Aisne kämpfen zu müssen.

Was hatte so die Verhältnisse und das Schicksal ändern können? fragt Thiers. „Ein schwacher Mann, der weder Verräther noch Feigling war, nicht einmal ein schlechter Officier, liess sich von den Drohungen des Feindes erschrecken. So wurde diese Begebenheit vollzogen, die unseligste der französischen ~~unserer~~ Geschichte, wenn man die ausnimmt, die im folgenden Jahre zwischen Wavre und Waterloo stattfand."

Lesen Sie die Geschichte in der vorzüglichsten Darstellung, die es gibt, in Arsène Houssaye's Werk „1814."

Die Festung Soissons war immer als ein strategischer Punkt von Wichtigkeit betrachtet worden. Aber vor 1814 hatte Niemand daran gedacht sie in Vertheidigungsstand zu setzen. Wer träumte von einem Einfall in Frankreich! Die Werke waren

verfallen, man fing eine Ausbesserung an. Man gab ihr zum Commandanten den General Moreau – keinen Verwandten des berühmten – Die Garnison war ein Handvoll Mann, 700 Polen, ausermüdliche geprüfte Soldaten verzweifelt, weil sie ihr Vaterland für verloren hielten, aber Napoleon unerschütterlich ergeben, 140 Artilleristen der alten Garde und 80 Kavaleristen von den Plänklern der Garde. Der Platz war mit 20 leichten Kanonen bewaffnet.

Es waren ihrer also 900 – 1000 Mann in Allem. Ausserhalb standen 50,000 Mann, die Russen unter Winzingerode, die Preussen unter Bülow, eine Artillerie von 40 schweren Kanonen. Die Beschiessung fing um 9 Uhr an. Um 12 waren schon mehrere der Kanonen der Festung demontirt und eine Menge der Artilleristen verwundet. Um 3 Uhr stürmte die russische Kolonne: doch 300 Polen trieb sie in die Flucht. An dem Tag hatte die kleine Garnison 23 Gestorben und 120 Verwundeten.

Indessen hörten die zwei verbündeten Generäle immer eine Kanonade in der Richtung von Ourcq und wurden unruhig. Nach 12 stündigem Bombardement hatten sie noch nicht

Brücke geschossen. Es würde möglicherweise noch 12 Stunden, vielleicht 36 Stunden, erfordern, und die hatten sie nicht. Sie waren nur einen Tagesmarsch vor Napoleon, der ihnen auf die Fersen folgte. Was war zu thun?

Bülow sandte einen Parlamentär, den Kapitän Mertens. Als Moreau hörte, dass es sich um Uebergabe der Festung handelte, wies er ihn ab, aber anstatt es ohne weiteres zu thun, sagte er, er könne sich nicht auf mündliche Vorschläge eines Offiziers einlassen, der keine schriftliche Vollmacht bei sich führe.

Eine Stunde später war Mertens wieder da mit einem Brief. Ein energischer Offizier hätte den Parlamentär nicht zum zweiten Mal empfangen. Sein Zustand war nicht verzweifelt. Er konnte die Nacht benützen, den Schaden zu repariren.

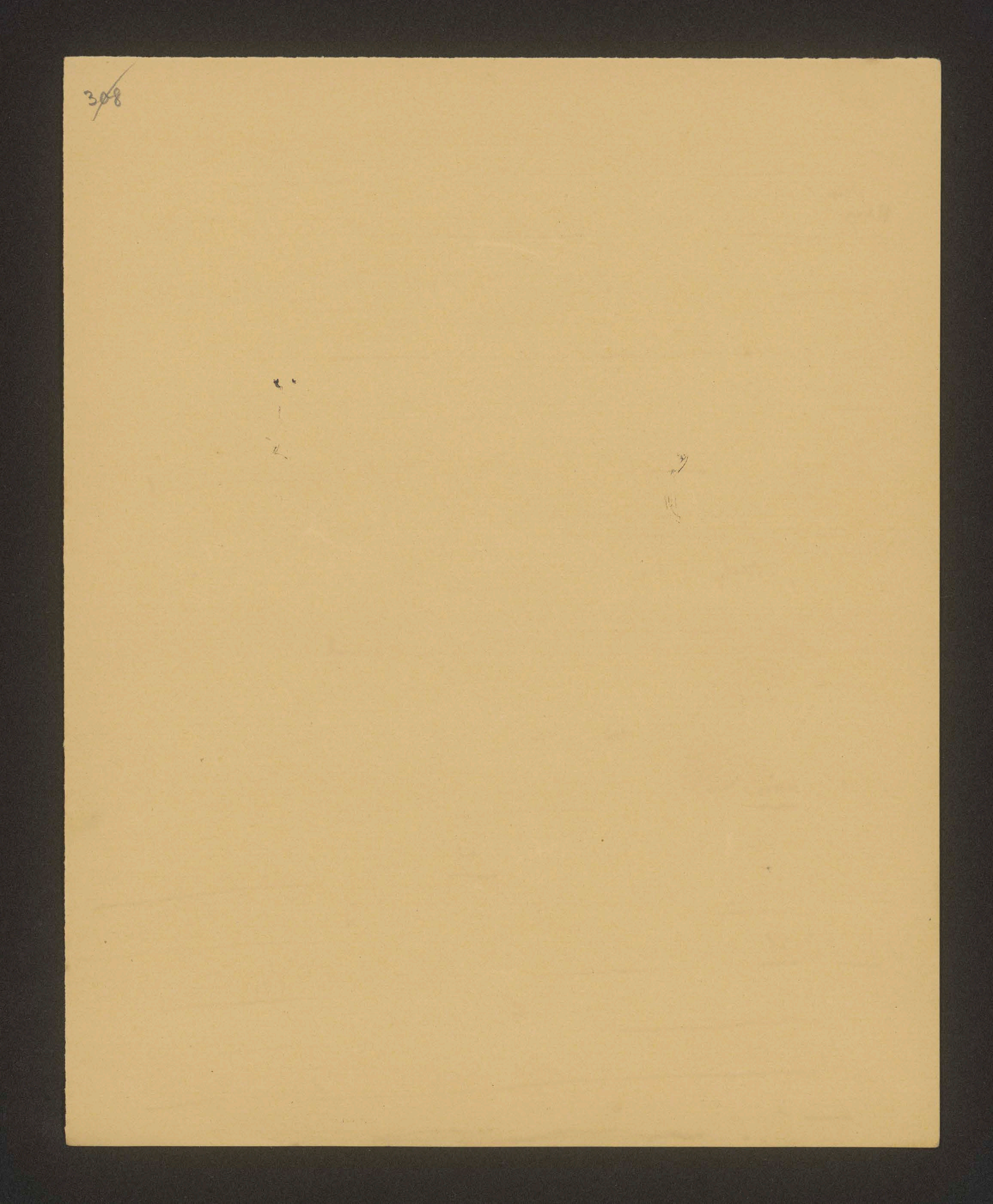
Aber Mertens war ein feiner Diplomat, erschöpfte sich in Lobeserhebungen über die Tapferkeit der Besatzung und des Kommandanten, erinnerte Moreau an die geringe Zahl seiner Truppen, ihre Unzulänglichkeit, einen solchen Platz zu vertheidigen ~~über~~, und an die Stärke der Alliirten, 50 gegen einen. Es sei eine

306

grosse Verantwortung wegen eines unnützen Widerstandes die Stadt dem ~~Mein~~ auszusetzen, geplündert und verbrannt zu werden. Moreau antwortete mit der Phrase, er werde sich unter den Ruinen der Stadt begraben lassen. Aber Mertens liess sich nicht imponiren, durchschaute seine Unsicherheit und hielt es ihm vor, es stehe ihm frei, nach einer ehrenvollen Kapitulation, an Napoleons ~~Stark~~ Truppen sich anzuschliessen.

So sprach er an das Pflichtgefühl des schwachen Mannes. Es war ja klar, dass Soissons nach 2, höchstens 3, Tagen dennoch fallen müsste, dann würde die Garnison niedergehauen werden, und die Bewohner den Schrecken einer Plünderung ausgesetzt; nun könnten die Soldaten frei wegziehen mit ihren Waffen.

Moreau hatte indessen nur seiner Ordre zu gehorchen. Das Reglement schrieb vor: „Jedes Mittel für Vertheidigung erschöpfen, taub sein den Nachrichten wie den Einflüsterungen, die vom Feinde herrühren!“ Es hiess ferner: Sich zu erinnern, dass die Uebergabe eines Stützpunktes unserer Heere, einen einzigen Tag zu früh, die wichtigsten Folgen haben kann für die Vertheidigung des Staates."



Moreau hatte öfters Tapferkeit bewiesen. Ohne Tapferkeit wurde man unter Napoleon nicht General und Festungskommandant. Aber er war nicht heldenmüthig. Und er betrachtete vermuthlich im Stillen wie die meisten Generäle die Sache des Kaisers als verloren. Er wollte sich nicht ohne Nutzen opfern.

Er rief einen Kriegsrath zusammen. Es zeigte sich, dass es an Munition noch etwa 3000 Geschützladungen und 200,000 Kardätschenladungen gab. Die Stimmen waren getheilt. Der Bataillonschef A. Hilliers war dafür, man müsse aushalten. Der polnische Oberst Kozynski stützte ihn energisch. „Ich stehe für meine Soldaten. Ich verspreche, dass sie 1 gegen 4 kämpfen." Der Wille, die Vertheidigung fortzusetzen, blieb siegreich.

Kaum aber war der Rath aus einander gegangen als ein neuer Parlamentär sich einfand, in dessen Schreiben wieder die Worte Sturmangriff, Niederhauen, Plünderung, beunruhigten und erschreckten. — Ein neuer Kriegsrath trat zusammen – Und diesmal war der Pole Kozynski der Einzige, der für Widerstand sprach, hatte aber als Fremder keine Stimme.

Moreau nahm dann den Unterhändler bei Seite und bedingte sich Schutz für die Stadt und freies Wegziehen der Besatzung mit Waffen und Bagage aus – der Feind ging darauf ein, und Moreau legte dem Kriegsrath die glimpflichen Bedingungen vor. Doch der Kriegsrath hatte nur eine rathgebende Stimme. Die Vorschrift des Kommandanten sagte: „Wenn der Kriegsrath gehört ist, beschliesst der Gouverneur allein und auf eigene Verantwortung. Er soll dem festesten und muthigsten Rath folgen,

3/10

wenn dieser nicht unbedingt unausführbar ist."

Indessen brach der Tag hervor. Das stetige Kommen und Gehen von Parlamentären, das Aufhören des Feuers, das fürchterliche Schweigen, hatte angefangen, die Truppen zu beunruhigen. Der Verdacht stieg, der Unwille der Bevölkerung mischte sich mit demjenigen der Soldaten. Die Worte Feiglinge und Verrath wurden in den Gliedern gehört.

Die Uhr war 9. Plötzlich wird eine wüthende Kanonade in der Richtung von Ourcq gehört. Alle fahren bei dem Laute zusammen. Dann folgt wie eine Explosion von Hoffnung und Zorn in den Rufen: Es sind die Kanonen des Kaisers! Es ist der Kaiser, der kommt! C'est le canon de l'empereur.

Dieser Ruf, der während des Krieges immer das Signal war, dass der Muth in den französischen Herzen zurückkehrte und dass der Feind mit Schrecken geschlagen wurde. Seinen Generälen gegenüber hoffte man zu siegen, aber man fürchtete sein eigenes Kommen.

Von allen Seiten schrie man: Zerreisst die Kapitulation! Der Kaiser kommt!

Man stritt sich noch darüber, wie viele Kanonen die

Franzosen mitnehmen dürften, zwei oder mehrere. Der Wortstreit wurde heftig. Da sagte der russische General Woronzeff auf Russisch zu Löwenstern: „Mögen sie ihre ganze Artillerie mitnehmen, und die wenige dazu, wenn sie nur die Festung räumen und gehen!“

Nach den Bestimmungen der Kapitulation sollten die Polen die Thore von Reims und von Laon räumen. Aber sie waren in dem Maasse ausser sich, dass man einen Zusammenstoss fürchtete. Die Polen, sagt ein Augenzeuge, bissen in ihre Gewehre aus Wuth.

In seiner Ungeduld wollte der russische General schon um 3 Uhr einrücken und fand sich an der Spitze von 2 Bataillonen ein. Aber die Polen – 600 Mann – mit dem verwundeten Kozyanski an der Spitze, verweigerten ihm den Eintritt.

„Sind Sie wieder dort?“ rief der Russe den polnischen Oberst an, der da stand, den Arm in einer Binde. – „Wir sollen erst um 4 Uhr fort, und ich lasse schiessen, wenn Sie nicht gleich Ihren Weg gehen!“ –

Winzingerode sah seine Uhr an und sagte zu einem Offizier: „Es ist richtig. Zurück, meine Herren!“

3/4

Marcau Vattera

~~Zwei der unteren~~

~~Franzosen mitnehmen dürften. Der Wortstreit wurde heftig. Da sagte der russische General Woronzef auf Russisch zu Löwenstern: Mögen Sie ihre ganze Artillerie mitnehmen, und die meine dazu, wenn sie ... die Festung räumen und gehen!~~

Kaum war das Document unterzeichnet, so hörte man die Kanonnade ganz nahe. Moreau erbleichte, griff Löwenstern am Arm und sagte: „Sie haben mich betrogen. Das Feuer kommt näher. Es ist Blücher, er flieht. Der Kaiser würde Blücher in den Aisnefluss geworfen haben, hätte ich nicht kapitulirt. Er lässt mich erschiessen. Ich bin ein verlorener Mann!"

Napoleon begnadigte ihn, aber es ist bewiesen, dass ohne die Kapitulation wäre die Belagerung am folgenden Tag gehoben worden.

Es war damals ein Wort in Frankreich, dass man immer seinen letzten Kanonenschuss abfeuern soll, da es dieser sein kann, der den Feind tödtet. Moreau versäumte diesen Schuss abzufeuern. Hätte er es gethan, ist es wahrscheinlich, dass das Europa unserer Tage ein anderes wäre.

Meine Damen und Herren! Giebt es eine lehrreichere, tiefsinnigere, mehr moralische Geschichte, wenn

wir sie richtig lesen ?

Machen Sie mir nicht die Einwendung, dass es doch höchst ungewiss ist, ob Napoleon, wenn er 1814 gesiegt hätte, nicht dennoch später zu Grunde gegangen wäre. Es ist immerhin möglich, nicht wahrscheinlich. Er war jetzt ein anderer als damals, als er sich von seinen ehrgeizigen Träumen allein leiten liess. Das Grosse in seinem Wesen war jetzt wie nie zuvor entwickelt.

Sie können mir aber die Einräumung machen, weil der Fall dann deutlicher und bedeutender wird. Setzen wir: Wird Soissons gehalten, so wird Europa vor 15 Jahren schrecklicher Reaction verschont. Die Zukunft Europas hängt dann in diesem Faden. Und er wird durchschnitten, nicht durch Feigheit oder Verrath, nicht durch die grobe Jämmerlichkeit, gegen die alle besseren Menschen auf ihrem Posten sind, aber durch die ehrenhafte, loyale Erbärmlichkeit. In dieser Geschichte steckt die Psychologie der ehrenhaften Erbärmlichkeit.

Man fühlt es kommen, Schritt für Schritt. Es giebt Gründe wie Blaubeeren, dafür das Einzige nicht zu thun,

3/8

was gethan werden sollte.

Man ist 800 gegen 50,000. Als ob das ein Grund wäre! – Man hat einen ganzen Tag hindurch gegen diese ungeheure Uebermacht gekämpft. Als ob das ein Grund wäre! – Man kann sich jedenfalls nur kurze Zeit halten. Als ob das ein Grund wäre! – Man würde die Wohlfahrt unschuldiger Menschen riskieren d.h. Man errettet dadurch, dass man sich erbärmlich zeigt, möglicherweise das Leben braver Menschen. Als ob solche Sachen Gründe wären! – Man kann durch zeitiges Nachgeben sich ein anderes Mal als Helden erzeigen! Als ob das ein Grund wäre! –

Hier ist die Aufgabe, die nicht verrathen werden darf. – Hier ist der höhere Befehl, dem unbedingt gehorcht werden muss. – Hier ist der Wille des Kaisers, jenes Kaisers, dem wir alle geben sollen, was des Kaisers ist. – Hier ist Rhodus, hier muss getanzt werden. – Hier ist der Punkt im Universum, wo die Entscheidung liegt. – Und Niemand von uns kann jemals wissen, ob der Punkt, wo wir stehen, nicht ein solcher Knotenpunkt ist, woher unendliche Fäden nach allen Seiten auslaufen. Das wissen wir nicht. Das Einzige was wir wissen, ist, dass hier gilt es Mann zu sein,

3/20

nicht Waschlappen; Kommandant, nicht Kapitulant. Sonst setzen wir uns dafür aus, dass wenn wir von der tiefsten Achtung der Gegner — es gibt nichts schlimmeres als die Achtung der Gegner — begrüsst, die Flinte ins Korn geworfen haben, und auf die ehrenhafteste Weise (von der Welt) mit Trommeln und klingendem Spiel kapituliert haben — dann werden die Kanonen des Kaisers (gewaltsam donnernd) ganz nahe gehört, und wir fühlen, dass wir verworfen und verloren sind, und das Ende eines Elenden verdienen.

Wenn wir so lesen, dass wir persönlich das Gelesene zueignen, so fühlen wir hier den innersten Punkt in dem Verlauf der Begebenheit, in dem Erzeugen der Handlung, den Willenspunkt, den Punkt der Leidenschaft, den Moralpunkt, den Archimedischen Punkt, aus dem die Erde bewegt wird. Der Nerv des Geschehenen liegt vor unseren Augen entblösst.

Weshalb sollen wir also lesen? Um unsere Einsicht zu vermehren, unsere Vorurtheile abzulegen, in immer höherem Grade Persönlichkeiten zu werden.

Was sollen wir lesen? Die Bücher, die uns anziehen und fesseln, weil sie eben für uns passen. Diese Bücher

sind für uns die guten.

Jemand fragte einen Freund von mir: Welche Art Bücher ziehen Sie vor, romantische, naturalistische, symbolistische, oder welche? — Gute Bücher, antwortete er, und es war eine ausgezeichnete Antwort, denn Nichts ist dümmer, als nach Rubriken zu gehen. Gut für mich ist das Buch, das mich entwickelt.

Wie sollen wir diese guten Bücher lesen? Erstens mit Hingebung, zweitens mit Kritik, wenn möglich so, dass unsere Lectüre einen Mittelpunkt hat und wir einen Zusammenhang ahnen oder einsehen —, endlich so, dass wir uns all die Moral aneignen, die in jeder erzählten Begebenheit sich findet.

Denn kann in dem einzelnen Buch eine ganze Welt sich uns eröffnen. Wir lernen durch das Buch eine Zeit, ein Land, eine Kultur kennen, begreifen darin ein Stück Menschennatur, in der wir nicht nur unsere eigene Natur wiederfinden (wandelbar wie sie ist) aber das unveränderliche Wesen und die ewigen Gesetze der Allnatur. Wir vermögen endlich, wenn wir gut lesen, uns moralisch zu heben, indem wir begreifen was zu thun und was zu vermeiden ist.

324

Czysty dochód z niniejszej broszury
przeznaczony na budowę pomnika Mickiewicza we Lwowie.

O CZYTANIU.

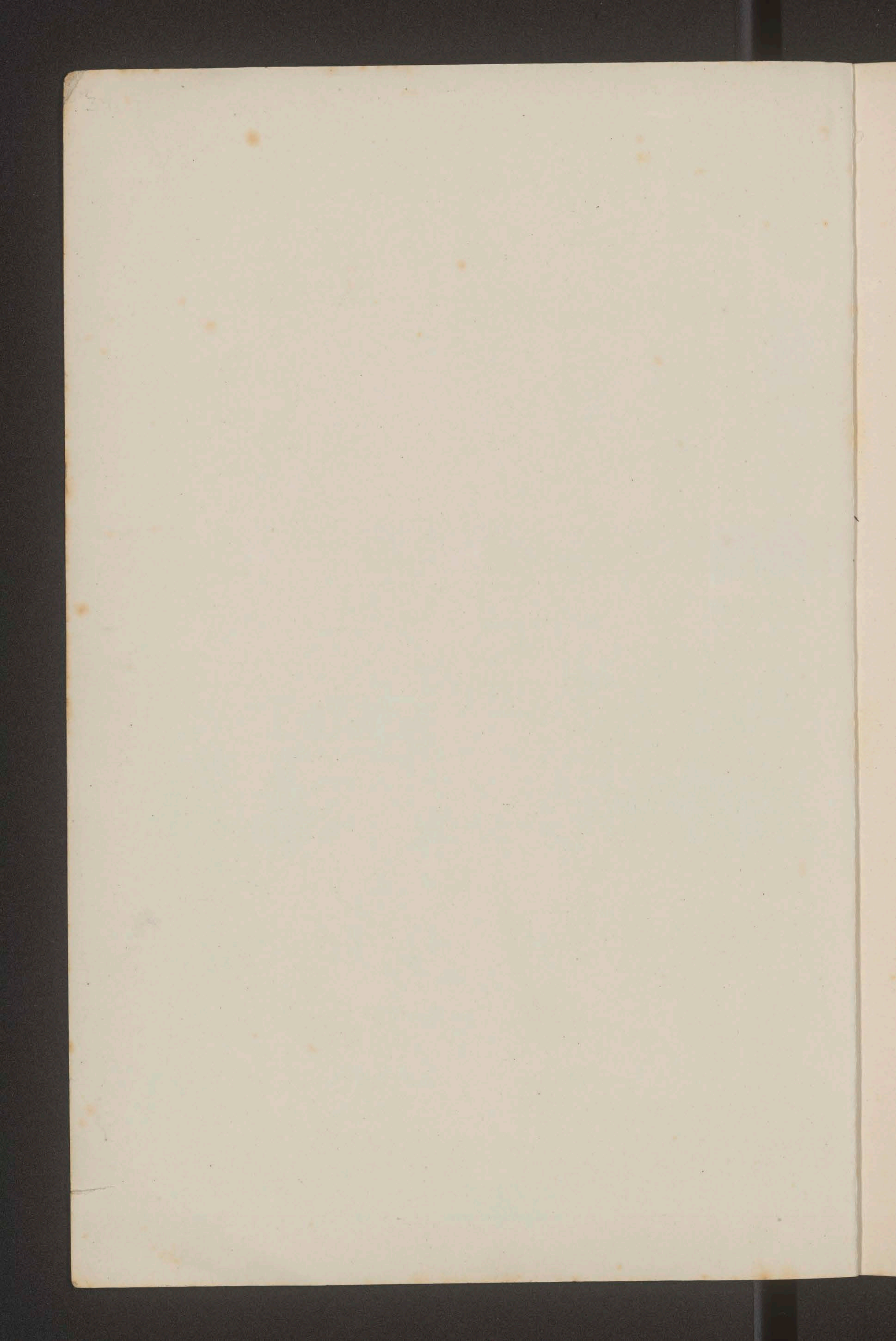
Odczyt Jerzego Brandesa

wygłoszony d. 26. listopada r. 1898. w sali ratuszowej we Lwowie.

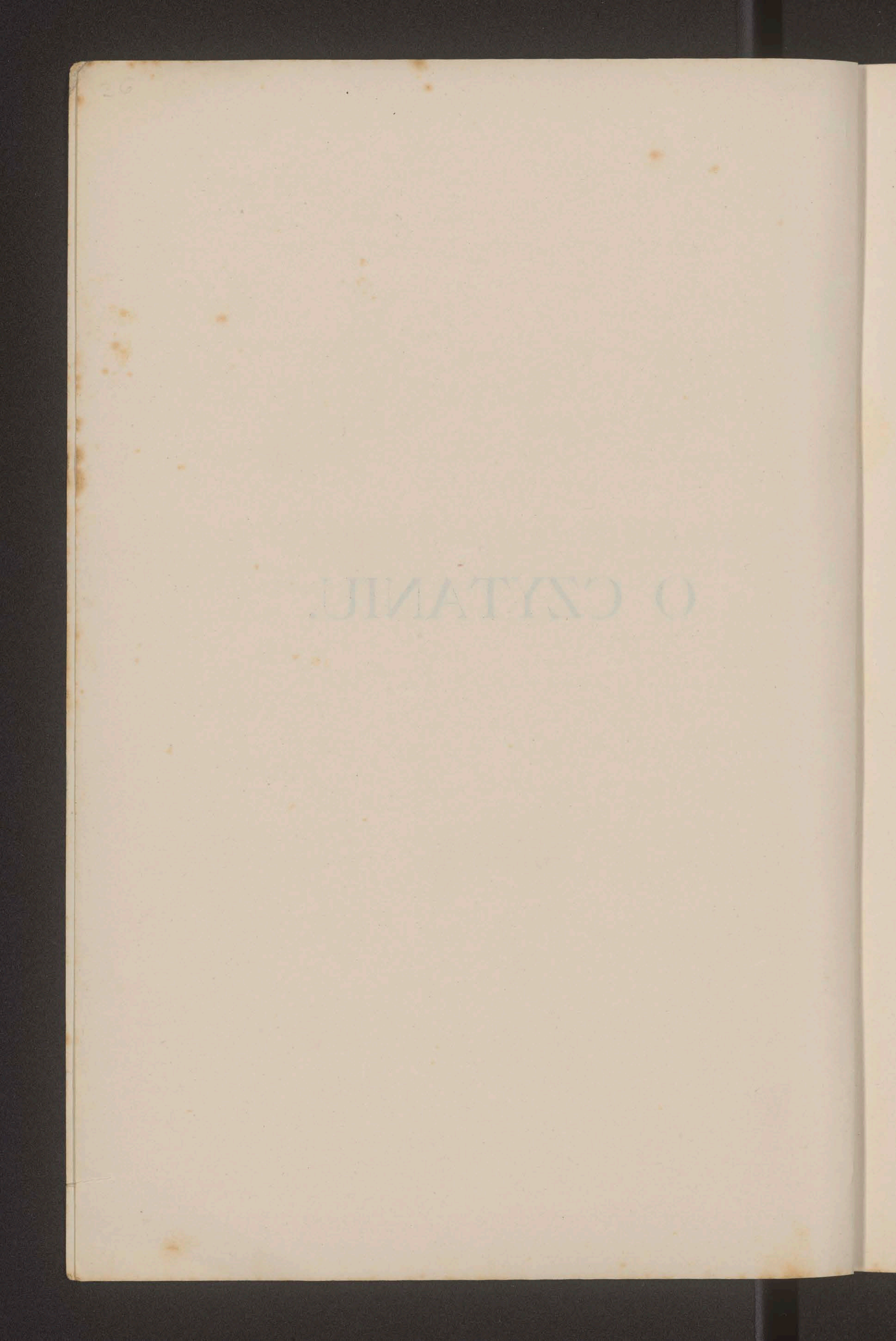
PRZEKŁAD Z NIEMIECKIEGO.



LWÓW
NAKŁADEM WACŁAWA WOLSKIEGO
1899.



O CZYTANIU.



Czysty dochód z niniejszej broszury
przeznaczony na budowę pomnika Mickiewicza we Lwowie.

O CZYTANIU.

Odczyt Jerzego Brandesa

wygłoszony d. 26. listopada r. 1898. w sali ratuszowej we Lwowie.

PRZEKŁAD Z NIEMIECKIEGO.



LWÓW
NAKŁADEM WACŁAWA WOLSKIEGO
1899.

Z drukarni „Słowa Polskiego“ we Lwowie.
pod zarządem Z. Hałacińskiego.

Pobieżnie w codziennych pismach streszczony, niedostatecznie przez ogół zrozumiany, odczyt Jerzego Brandesa, który wygłoszony został d. 26-go listopada b. r. w sali ratuszowej a z którego dochód — bardzo znaczny — przeznaczył autor na budowę pomnika Mickiewicza we Lwowie, podajemy niniejszem w dosłownym przekładzie z jego rękopisu.

Pragnęlibyśmy gorąco, aby myśl głębsza, ukryta w tym odczycie a specyalnie dla nas Polaków przeznaczona, przejęła swą siłą umysły czytelników.

Soisson — to my! To oblężenie wytrzymywane całem napięciem bohaterstwa, to nasze obecne położenie. Wytrzymać je, nie składać broni do ostatka — oto nasze zadanie, oto hasło. Cała przyszłość narodów leży czasem na szali momentu. Wytężmy czujność, zbierzmy siły, a może już niedługo i my usłyszymy grzmot idących wypadków, który nam zastąpi spiżowe: „canons de l'Empereur"!

Panowie i panie! — Język, w którym będę miał zaszczyt do Was przemawiać, niewątpliwie nie jest najbliższym naszym sercom, ale, jak mniemam, najlepiej tu przez Was zrozumianym zostanie, ponieważ ani ja nie jestem w stanie mówić Waszym językiem, ani Wy nie rozumiecie mojej mowy.

Tematem moim jest — czytanie. Nierzadko widzimy w gazetach lub czasopismach stawione pytanie: Jakie są 100 najlepszych książek, które powinien kupić sobie każdy, kto chce posiąść doborowy księgozbiór? I odpowiedzi na to pytanie brzmią: Biblia i Robinson, Homer i Horacy, Dante i Szekspir, Goethe lub Mickiewicz, a to stosownie do kraju, w którym postawiono pytanie i osób, które na nie dają odpowiedź.

Jednakowoż zarówno ze strony pytających, jak i odpowiadających dziecińtwem jest przypuszczać, że istnieje na świecie 100 książek, któreby mogły być najlepsze dla każdego mężczyzny czy też dla każdej kobiety.

Najprostsze doświadczenie życiowe wykazuje, że tak się dzieje, iż najznakomitsza nawet praca, która na jedną osobę wywiera głęboki wpływ, inną pozostawia zupełnie chłodną, że dzieło, które nas silnie wzruszało za młodu, później posiada dla nas ograniczoną tylko wartość. Istotnie, niema nic takiego, coby w każdym czasie, dla każdego stanowiło dobrą lekturę.

Przy tej sposobności nie będzie rzeczą osobliwszą zauważyć, że dziś istnieje bardzo mało osób, które wogóle potrafią czytać i z czytania odnoszą korzyść. Umiejętne

czytanie staje się zdolnością prawie wymierającą z tej mianowicie racyi, że wszyscy umieją czytać.

Ze stu czytających, 90-ciu wogóle nie czyta nic innego jak tylko gazety; jestto lektura, która nie wymaga żadnego wysiłku umysłu, ponieważ artykuły, powodujące natężenie mózgu, pomija się. Ci, którzy oprócz gazet czytają jeszcze co innego, czynią to w taki sposób, że równie dobrze mogliby się obejść bez tego. Czyż nie znamy tego powiedzenia: „To do niczego nie prowadzi mówić ze mną o tej lub innej książce; czytałem ją wprawdzie, podobno, przed paru laty, ale mam tę nieszczęśliwą właściwość, że wszystko, co czytam, zapominam.“

Największa część ludzi czyta bez szczególnej uwagi, a może i wybierają też sobie lekturę, która nie zasługuje na wiele uwagi. Faktem jest, że zapominają. Niektórzy znowu nie są przyzwyczajeni do rozumienia wszystkiego w zupełności. Gdy np. młodzi ludzie czytają książki w obcych językach, trafiają często na wyrazy, których nie znają; o znaczeniu takich słów wnoszą według ogólnego sensu, jak mówią — to znaczy, że rozumieją tylko połowę i to im wystarcza. Ci wogóle nie przywykli do rozumienia czegoś więcej.

Co do utworów, które z natury swojej nie nadają się do pojmowania rozumem, jak np. poezye liryczne, czytelnicy z zasady zrzekają się dokładnego zrozumienia, co miał na myśli ich twórca. Jeden z moich znajomych probował w pewnem kółku dam skandynawskich odczytać głośno Goethego wiersz „Bóg i bajadera“ w ten sposób, że każdą strofę zaczynał od ostatniego wiersza i później szedł w górę aż do jej początku. Rymy brzmiały w ten sposób w zupełnej zgodzie, cała muzyka wiersza była bez zarzutu — i wszyscy znajdowali to bardzo pięknem.

Sie neigt sich und biegt sich und reicht ihm den Straus,
Sie weiss sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie rührt sich die Zimbeln zum Tanze zu schlagen
Und dies ist der Liebe Haus.

To brzmi bardzo pięknie.

To daje pewien rodzaj sensu, a więcej aniżeli „pewnego rodzaju“ sensu nie oczekiwało owo kółko słuchaczy w wierszach i wogóle nie szło mu o to, ażeby zrozumieć więcej, aniżeli zrozumiało. Korzyść jednakowoż z takiego zrozumienia rzeczy nie może być poważna.

Gdy się choć trochę zastanowimy nad objawami tego rodzaju i im podobnymi, łatwo przyjdziemy do postawienia sobie następujących pytań:

Dla czego należy czytać?

Co czytać?

Jak czytać?

Nie jest wcale rzeczą zbyteczną ani bezcelową stawiać te pytania. Nawet bardzo wykształceni ludzie mają często zadziwiająco błędne pojęcia o tem, co i jak czytać należy.

Byłem parę razy w pewnym zamożnym i poważanym, bardzo muzykalnym domu w Kopenhadze, gdy oto zwróciło moją uwagę, że nie dostrzegłem tam ani jednej szafy z książkami. Na pytanie odpowiedziano mi, że w domu niema takiej szafy i wogóle książek, z wyjątkiem 2 lub 3-ch, leżących na stole w salonie.

„Ależ czytujecie państwo lub wiele już czytaliście?“ zapytałem. „Naturalnie, podróżujemy wiele, jak panu wiadomo i kupujemy przy tej sposobności wiele książek, ale pozostawiamy je zawsze w siatce!“

W siatce! Znaczyło to: w siatce wagonu. I jako wyjaśnienie, dodano: „Nie czytuje się przecież książki więcej, aniżeli raz“.

Zapewne wywołałbym zdziwienie, gdybym odrzekł, że w tej dziedzinie — może jedynej — regułę stanowi, iż tylko raz nie stanowi ani razu i że ten, kto ogranicza się do jednokrotnego odczytania dobrej książki, musiał bezwarunkowo nie odnieść z jej zawartości żadnego wrażenia, ponieważ inaczej byłby do niej powrócił. Książki, które są mi drogie, czytałem nieraz więcej, aniżeli 10 razy.

Nie poznaje się książki, gdy się ją czyta do połowy, powierzchownie.

Nie należy więc tak czytać, ażeby pozostawiać książkę w siatce wagonu.

Trzeba się także o to starać, ażeby książkę, gdy ma się po temu środki, posiadać. Są ludzie, którzy nie posiadają żadnych książek, pomimo swej zamożności. Byłem pewnego razu w gościnie u bogatego mecenasa sztuki, w jednym z krajów skandynawskich, u człowieka, którego zbiory miały wartość miliona z górą — i gdy już obejrzałem jego obrazy, powiedziałem: „Czy nie mógłbym teraz zobaczyć książek, gdzie się znajdują?"

Odpowiedział mi trochę niechętnie: „Nie gromadzę książek!" Nie posiadał ich wcale.

Są znowu ludzie, którzy się zadowalają temi książkami, które otrzymują z wypożyczalni — bardzo zły sposób zaopatrywania się w książki. Jestto stanowczo oznaką braku kultury i smaku, gdy w kraju tak wielkim, jak Niemcy, widzi się w sposób nieunikniony, w każdej miejscowości kąpielowej, damy w bogatych toaletach, każdą trzymającą w ręku zabrudzony romans z wypożyczalni. Te panie wstydziłyby się nosić jedną suknię, suknię, którą już przedtem nosiła inna, ale na kupnie książek oszczędzają; nie są w stanie czytać nic innego, jak tylko romanse z wypożyczalni, czytają je jeden po drugim i tak że jeden wytrąca drugi z ich pamięci. Cesarzowa Niemiec bierze także książki z wypożyczalni Nicolai'ego w Berlinie.

Nawet bogaci ludzie mają rzadko zamiłowanie do książki, zamiłowanie, które się objawia w tem, że się książkę szanuje i że się jej daje oprawę, która odpowiada treści książki oraz osobistemu smakowi właściciela.

Są ludzie, którzy niemają poprostu żadnego własnego poglądu na zawartość książki i żadnego gustu osobistego.

Człowiek, który odpowiedział: „Nie gromadzę książek", nie czuł konieczności ich czytania.

Dlaczego należy czytać? — Oto pytanie, które najpierw wymaga odpowiedzi.

Nie przeceniam wiadomości, które można pozyskać przez czytanie. W wielu wypadkach czytanie stanowi z konieczności tylko surogat, tylko najsłabszy zamiennik bezpośredniej wiedzy życia i świata. Jest rzeczą daleko pożyteczniejszą przedsiębrać obszerne podróże, aniżeli czytać najbardziej wyczerpujące opisy podróży. Uczymy się lepiej poznawać ludzi, gdy ich obserwujemy w rzeczywistości, aniżeli wtedy, kiedy ich studyujemy w książkach. Idę nawet dalej. Rzeźby, malowidła, gdy stanowią dzieło wielkich mistrzów, są bardziej pouczające, niż książki. Michał Anioł, Tycyan, Velasquez, Rembrandt dali mi głębszą naukę o ludzkości, aniżeli całe biblioteki.

Z zasady książki należy brać, jako teoryę. Jak lekarz nie może się zadowolić tylko czytaniem o swej umiejętności, lecz musi także studyować u łoża chorych, tak samo i książki nic nas nie nauczą, jeśli jednocześnie nie będziemy studyowali życia. Jeśli nie posiadamy samodzielnej znajomości ludzi, nie potrafimy też zasmakować i w powieści. W takim razie nie jesteśmy w stanie osądzić, czy daje on prawdziwy czy też fałszywy obraz ludzi, istniejących faktycznie.

Że tak się dzieje w istocie, przekonywa nas wielka ilość głupich sądów o dobrych książkach. „W taki lub taki sposób nie czuje albo nie postępuje żaden człowiek", mówi osoba, która poznała tylko bardzo ciasne koło ludzi i nigdy nie potrafiła zrozumieć, co się dzieje w człowieku.

Ograniczeni ludzie nazywają książkę złą i niezgodną z rzeczywistością, ponieważ wykracza ona poza granice tej rzeczywistości, która im jest znana i dostępna. Ich rzeczywistość stanowi w stosunku do rzeczywistości istotnej to, co gęsia sadzawka w stosunku do morza.

Nie należy tedy mniemać, że przez to osiągamy mądrość, iż połykamy książki. Wiele warunków jest niezbę-

dnych, ażeby przyswoić sobie tylko okruszynę mądrości, która leży w dobrej książce. Są to warunki życia.

Z drugiej strony jednakowoż powiedzieć można, że książki mają swoje zalety w porównaniu z ludźmi.

1) Wprawiają one myśl naszą w ruch, co rzadko czynią ludzie. 2) Milczą, kiedy nie są pytane, gdy ludzie rzadko bywają tak dyskretni. Jakże często miewamy uprzykrzone i natrętne wizyty! Tymczasem ja sam posiadam w moim gabinecie 7—8000 książek, które mnie nigdy nie krępują, często radują. 3) Są one rzadko tak puste, jak ludzie, o których często można powiedzieć to, co rzekł Goethe:

„...Gdyby to były książki, nie czytałbym ich.“

Jeżeli mi pozwolicie dorzucić uwagę praktyczną, powinniśmy także czytać i dlatego, że w ten sposób do naszych doświadczeń dodajemy doświadczenia ludzi innych, większych, światlejszych, o potężniejszej energii. Powinniśmy czytać, ponieważ w wiedzy praca i badania innych są nam przekazane od stuleci w skondensowanej postaci i jaśniejszej formie i ponieważ w opisach dzieł sztuki spotykamy swego rodzaju piękno i lubującą się w pięknie osobowość, które tylko w tej drodze poznać możemy. Czytanie może nam dać jaśniejszy pogląd, ostrzejsze poczucie, większą wrażliwość na to, co jest pełnem wartości.

I nawet gdy czytanie daje nam tylko niewinną rozrywkę, i to ma już pewną wartość śród powszedności i monotonnych wysiłków codziennego życia. Nawet lektura rozrywkowa nie jest do pogardzenia bezwzględnie, jeśli tylko daje rozrywkę.

Niejeden doda: Powinniśmy czytać, ażeby się stać lepszymi ludźmi i to właśnie stawia wyżej książki moralizujące w porównaniu z pozostałą literaturą; to stwarza wymaganie, ażeby literatura była moralną to jest moralizującą. Nie będę temu zaprzeczał, że czytanie może uczynić nas lepszymi; ale to zależy po większej części od tego, w jaki sposób się czyta, a do tego punktu jeszcze nie doszliśmy.

Z reguły jednak powiedzieć można, iż nic na świecie mniej nie wpływa na uczynienie nas lepszymi, aniżeli moralizujące książki i mowy. Nic nie działa nudniej, choćby już pominąć, że nic nie jest mniej artystycznem. Jak nie można wychowywać przy pomocy wiecznego łajania, tak też wieczne głoszenie kazań nie prowadzi wcale do czynienia nas lepszymi. W sposób moralizujący t. j. wpływający pożytecznie działa niekiedy przykład. Ale tylko przykład. Tymczasem książka moralizująca nie jest przykładem.

Wszyscy ludzie znają od dzieciństwa regułę, że należy być szlachetnymi w myślach, niesamolubnymi w postępkach; wiemy to tak dobrze, iż reguły te faktycznie nie czynią na nas żadnego wrażenia, nawet jeśli widzimy je ilustrowane w poezyi. Nie powinniśmy przeto wymagać od pisarza, ażeby miał na celu ulepszenie nas — byłoby to wkładać nań zbyt wielki ciężar. Czego możemy wymagać, to tylko tego, ażeby pisał sumiennie i posiadał zdolność nauczenia nas czegoś.

Powinniśmy unikać książek, których czytanie, uszczupla naszą wiedzę lub czyni nas gorszymi.

To prowadzi nas do drugiego naszego pytania:

Co czytać?

Co czytujemy? Gazety. Nikt nie zaprzeczy, że w dzisiejszych czasach czytanie gazet jest niezbędne, że rozpowszechniają one wiedzę, jakkolwiek w sposób bardzo luźny. Lektura gazet daje nam wiele interesujących wiadomości i wskazuje drogę do innej lektury. Nie możemy się bez tego obyć, ażeby zaraz po wstaniu z łóżka, nie rozejrzeć się dokoła, co się dzieje w Europie, Azyi, Afryce i Ameryce. Czujemy nadto potrzebę ujrzeć poparcie i obronę naszych poglądów (to jest tych uprzedzeń, które zapożyczyliśmy sobie od innych).

Czego można życzyć czytelnikom gazet, to tylko tego, ażeby potrafili czytywać ulubioną swą gazetę z pewną dozą

krytyki i ażeby ta lektura nie zadawalniała ich do tego stopnia, iżby nie byli zdolni do smakowania w innej.

Zacząłem od protestu przeciwko poglądowi, jakoby istniała pewna liczba książek, które można uważać za najlepsze dla wszystkich ludzi.

Istnieje w szeregu książek jedna, którą zwykle uznają za najbardziej nadającą się do nieustannej lektury, jako książkę najlepszą ze wszystkich — Biblia. Niewiele książek dowodzi tak jasno, jak ta, że tłum ludzi prawie wcale czytać nie umie.

Tak zwany Stary Testament zawiera, jak wiadomo, wszystko, co nam po 800 latach pozostawiono z literatury staro-hebrajskiej i parę ksiąg w języku greckim. Są to księgi najróżnorodniejszych rodzajów i najróżnorodniejszego pochodzenia, które do nas doszły w przeinaczonych tekstach, poprzekręcane wskutek nieskończonych odpisywań, z reguły przypisywane ludziom, którzy nie byli ich autorami, — księgi, które wymagają historycznego wykształcenia, ażeby można było w nich smakować.

Niektóre z tych pism zawierają (jakoto dwa zbiory, noszące nazwę Jesaias) najpiękniejszą poezyę, jaka pozostała z czasów starożytnych i są świadectwem najwyższego poczucia sprawiedliwości oraz najwyższego religijnego rozwoju, jakie w tych czasach (750 do 500 przed Chrystusem) istniało na ziemi; inne jak np. księgi kronik, stanowią zbiór późniejszych, prawie bezwartościowych, fałszerstw kapłańskich na temat wypadków historycznych. I to wszystko u protestantów daje się zwykłemu człowiekowi do rąk, jako książkę pouczającą. Dość chyba mamy przykładów, w jaki sposób ta lektura prowadzi umysły na bezdroża.

Skoro nawet tej już raz uznanej za najlepszą książki nie można na prawdę nazwać dobrą dla wszystkich, tem mniej są takimi tak zwani klasycy. Po większej części w domach zamożnych stoją w szafach ich dzieła zbiorowe, które jednak mało są czytane i mało zabawiają,

bo wreszcie stanowi to istny przypadek, jeśli je kto weźmie do ręki.

Dla pokolenia dawniejszego zawierają one z reguły coś, co jest obcem dla nowej generacyi. Ta generacya czyni bez wątpienia najlepiej, gdy zaczyna od książek, pisanych dla ludzi żyjących obecnie. Rozumie je najlepiej; przez nie właśnie prowadzi droga do wielkich pisarzy czasu przeszłego. Klasycy stoją z reguły w szafie z książkami, jako świadkowie braku indywidualności u ich posiadacza. Nie miał on żadnej osobistej predylekcyi, nie czuł się silniej pociągniętym w żadną stronę, posiada u siebie to tylko, co starają się posiadać wszyscy w jego mieście, śród jego stanu, w jego kółku.

Zapewne, ma on z reguły dobre książki, ale dobre książki z czasu poprzedniego, rzadko współczesne. Geniusze za życia — jeśli nie są bardzo starzy — mają przeważnie przeciwko sobie większość. Nie trzeba się też dziwić, że często żyją i umierają zapoznani; dziwnem jest że niekiedy bywają uznawani.

Jestto oznaką braku indywidualności, że tak niewielu ludzi posiada ulubionych pisarzy lub ulubione książki, poza powagami, uznanemi powszechnie, na drodze utartej. Jednak zdarza się to niekiedy.

Dzisiaj nikt już nie czyta angielskiego historyka Gibbona. A jednak ja znam niemieckiego malarza i poetę, Artura Fritzera, który ciągle, coraz to na nowo z upodobaniem odczytuje książkę Gibbona o upadku państwa rzymskiego. Nawet na północy nie czytają już historyi Danii Ludwika Holberga, ja przecież znam pewnego starego kupca, który tę historyę odczytuje wciąż na nowo. Jestto właśnie potrawa, która przypada do jego podniebienia.

Malarz duński Zahrtman tak upodobał sobie jedną, jedyną książkę „Pomnik mojej rozpaczy“, napisaną przez księżnę Leonorę Krystynę (wiek 18-ty) i tak się w nią wgłębił, że na ten temat namalował więcej, aniżeli 50 obrazów historycznych.

Tak należy czytać — tylko więcej, aniżeli jedną książkę. Tak mało jest istotnie między nami silnej oryginalności i osobowości.

Ale, powie mi ktoś: Jak znaleźć dobre książki, któreby mnie szczególniej zachwycały? Jestto, rzecz prosta, pytanie, na które odpowiedzieć trudno. Niepodobna wskazać w tym celu stanowczego środka, tak samo jak i środka, ażeby wchodzić w styczność tylko z ludźmi, którzy przyczyniają się do naszego rozwoju. Ale można ostrzedz przed środkami, które do tego celu nie prowadzą lub całkowicie z nim się mijają.

Są ludzie, którzy mniemają, że nie potrzebują czytać książek sami, że mogą dowiedzieć się, co w książkach „stoi", bez zadawania sobie tego trudu. Nie pragną oni poglądu w głąb rzeczy, ale tylko przeglądu po wierzchu. Najchętniej chcą posiąść rzut oka na wszystko, przy czem sądzą, że najwięcej się nauczyli, skoro pozyskali powierzchowne pojęcie o największej liczbie przedmiotów — to też uciekają się do książek, które zaczynają od początku świata, a kończą dniem dzisiejszym. Są to tak zwane historye literatury wszechświatowej.

Strzeżcie się takich książek, ponieważ nic pewniej nie ogłupia, aniżeli one.

Wyobraźcie sobie autora jednej z takich historyi literatury wszechświatowej! Mówi on o książkach, napisanych w 50 językach, a sam zna może 6 lub 7 języków. Gdyby zaczął czytać jeszcze w żywocie swej matki i przez całe swoje życie nie zajmował się niczem innem, prócz czytania, gdyby nie spał, nie jadł, ale tylko czytał do chwili, dopóki nie wydał swej książki, to jeszcze nie byłby w stanie znaleźć czasu do odczytania dziesiątej części tych książek, o których mówi.

Książka, która istotnie ma kierować, powinna obejmować jeden dany kraj lub też pewien oznaczony, nie nazbyt długi okres czasu. Można powiedzieć: Im krótszy okres, tem lepiej. Ograniczenie materyału nie czyni w ża-

dnym razie książki ograniczoną. Wielkość, szerokie objęcie dzieła nie wynika ztąd, że się trzyma jednego tylko przedmiotu, ale jest wynikiem wielkości traktowania, szeroko obejmującego poglądu autora.

Nieskończoność nie jest olbrzymią; polega ona na symbolicznem traktowaniu indywidualności. Będąc badaczem przyrody, można w ten sposób traktować jakiś owad że przez to otrzymuje się rzut oka w głąb wszechbytu. W ten sposób wybitny pisarz będzie symbolicznie traktował każdy przedmiot.

Nawet gdy pisze o krótkim okresie czasu lub o jednym tylko człowieku, znajdą się w jego pracy zawsze: 1) źródło rzeczy, 2) wyjaśnienie rzeczy, 3) krytyka rzeczy — i w tem właśnie odczuwa się genezę wszelkiej twórczości i wszelkiej działalności duchowej.

Unikajmy tedy na bezdroża prowadzących przeglądów! Zastępujmy je raczej Encyklopedyą, która przynajmniej nie posiada pretensyi, ażeby miała być indywidualną.

Istnieje w czasach dzisiejszych przesąd co do wszechstronnego wykształcenia. Czytamy, ażeby utrzymać poziom wszechstronnego wykształcenia. Staje się ono łatwo tak wszechstronnem, że przestaje już być wykształceniem. Czyta się dzisiaj o konkordacie, jutro o wielorybach, to o sztuce dramatycznej, to o lirykach serbskich, o socyalistach w Bawaryi, o rewolucyi 1830 roku itd. itd. Ale wszyscy ludzie, którzy coś umieją lub wiedzą, umieją lub wiedzą coś oznaczonego, szczegółowego. Rzeczy specyalne otwierają okno na rzeczy powszechne. Rzadziej prowadzi droga od rzeczy ogólnych do specyalnych.

Gdy mi kto stawia pytanie tak: **Co czytać?** odpowiadam: Lepiej przeczytajcie 10 książek o jednym człowieku lub jednym przedmiocie, aniżeli 100 książek o stu różnych przedmiotach. Przypuśćmy, że ktoś chce powziąć dokładne pojęcie o obradach parlamentu angielskiego. Czyż będzie to miało sens, jeśli zgromadzi przed sobą wszystkie sprawozdania Izb parlamentu

za lat 100 i będzie je usiłował odczytać? Napewno, zbije go to zupełnie z tropu.

Pewnego razu, zainteresowałem się jednym, jedynym politykiem angielskim, Disraelim, lordem Beaconsfield. Przeczytałem wtedy najpierw wszystko, co napisał w zakresie romansu i powieści, a następnie przestudyowałem historyę jego życia publicznego. W ten sposób dotarłem nawet do mów politycznych, wygłoszonych przezeń w parlamencie i gdzieindziej. A ponieważ moje zainteresowanie się posiadało punkt ogniskowy, przeto wszystkie te przemówienia o przedmiotach, które mnie zkądinąd nie zajmowały, stały się dla mnie interesującemi, i nietylko jego mowy, ale także przemówienia, wypowiedziane przez jego sprzymierzeńców politycznych, przeciwników, napastników i wrogów. Miał on wrogów moc, a każdy z nich posiadał swą indywidualność. Te indywidualności interesowały mnie o tyle, o ile ten, którego chciały pogrążyć, był dla mnie interesującym — i w ten sposób zaciekawiał mnie coraz to większy odłam historyi politycznej Anglii, zkądinąd zupełnie mi daleki.

Czyli: Skoro tylko interesuje was pewna rzecz lub osoba, starajcie się w nią wniknąć, wgłębić się w nią. Nauczycie się przez to sto razy więcej, aniżeli gdybyście się wgłębiali w sto różnych rzeczy. Przedmiot rozszerza się przed waszymi oczyma i ostatecznie obejmuje cały widnokrąg. Ale nie zaczynajcie nigdy od całego horyzontu. To się nazywa zatopić się w błękicie i ogłupieć.

Ostatecznie, daleko jest ważniejszem, ażebyśmy to, co czytamy, *czytali dobrze*, aniżeli kwestya *co czytamy*.

Rzecz prosta, nie można powiedzieć, iżby nie było pod dostatkiem *książek złych*, których czytanie stanowi tylko stratę czasu.

Słusznie ostrzegają przed *niebezpiecznemi książkami*, a jednak rzadko są niebezpiecznemi książki, które się tak powszechnie nazywa. Są to nietylko te, które spe-

kulują na złe skłonności czytelnika, ale także i te, które przedstawiają rzeczy nizkie i poziome, jako podziwienia godne i szlachetne lub też rozpowszechniają uprzedzenia, wreszcie każą nienawidzieć i w znienawidzonem świetle przedstawiają poczucie wolności i dążenie do wolności.

Prawie tak samo złe są książki nudne — i wysoce smutny uważać należy przesąd, który każe nam wbrew woli, żywić pewien szacunek dla powagi i uczoności, które nudzą. Nudne książki odstraszają od nabywania wiedzy.

Historyczne książki są np. często strasznie nudne; czyta się je, przezwyciężając siebie samych, ponieważ uważa się to za pewien rodzaj obowiązku. Nie traćcie nigdy czasu na nudne książki, nie łamcie sobie zębów na tak twardej strawie! Historya może i powinna być przedmiotem najbardziej zajmującym. Mnie się zdaje, że jest rzeczą daleko więcej interesującą dowiadywać się czegoś o ludziach rzeczywistych, aniżeli o postaciach wymyślonych (gdyby nawet oparte one były na żyjących wzorach). Ale pisarze historyi ułatwiają sobie niekiedy robotę w ten sposób, że przedstawiają ludzi ze strony zewnętrznej, bez odczucia ich wewnętrznego.

Pewnego wieczoru w Berlinie siedziałem obok małego profesorka historyi (uczonego i sztywnego), który oświadczył mi, że rozpoczął pracę o Bothwellu, dzikim Szkocie, kochanku i mężu Maryi Stuart, mordercy Darnleya. Mimowoli zauważyłem: „Będzie panu zapewne trudno wżyć się w jego sposób myśli i uczuć“. „To jest zupełnie zbyteczne — odrzekł — mam dokumenta“. Odpowiedź — „to jest zbyteczne“ — pozostała mi w pamięci, po latach 20-tu.

Są tam dokumenta, ale niema tchnienia życia, ani siły odtworzenia, ani żadnej indywidualności autorskiej. Porównajcie takie książki z dziełem Micheleta „Historya Francyi“!

Ostatecznie na pytanie „Co czytać“, niepodobna, jak widzimy, dać stanowczej odpowiedzi, póki nie przejdziemy bezpośrednio do pytania następnego:

Jak czytać?

Młode dziewczęta używają niekiedy wyrażenia: Wyczytać samą siebie w książce. Czytują one najchętniej książki, w których odnajdują pewnego rodzaju podobieństwo do swoich własnych przygód i życiowych stosunków. Naturalnie, jesteśmy w stanie rozumieć coś tylko przez nas samych; ale jeśli pragniemy zrozumieć książkę, nie idzie wtedy o to, ażeby odnaleźć w niej nas samych, lecz pojąć to, co autor chciał nam powiedzieć przez system znaków, które reprezentują osoby książki. Za pomocą książki wgłębiamy się w duszę, z której wzięła ona początek. I skoro przez dzieło dotrzemy aż do tego, który je napisał, budzi się w nas ochota do czytania innych jego rzeczy. Czujemy, że istnieje związek pomiędzy różnemi dziełami, które napisał, a kiedy czytamy je łącznie, rozumiemy je i ich autora lepiej.

Weźcie np. znany wam zapewne utwór Henryka Ibsena: „Widma“. Nie jestto książka, którąby wypadało dawać do rąk ludziom młodym, zupełnie nierozwiniętym, lub też młodym dziewczętom. Nie stanowi to jednak poważnego zarzutu przeciw takiej książce. Tymczasem ten poważny i głęboki dramat, skoro się ukazał, został prawie jednogłośnie uznany za rzecz nieprzyzwoitą, za książkę gorszącą. Prawie cały nakład, który wysłano do Norwegii, został zwrócony do Kopenhagi, nierozkupiony.

Ibsen stara się zawsze, ażeby pomiędzy dwiema jego pracami upłynęły dwa lata. Ale wyjątkowo, w rok po ogłoszeniu „Widm“, ukazał się jego następny utwór: „Wróg ludu“. Dramat ten przedstawia, jak wiecie, niesprawiedliwość, której doznaje samotnik, lekarz w małem miasteczku, gdy oświadcza, że woda zdroju kąpielowego, znajdującego się w tej miejscowości, jest zakażona. Zamiast oczyścić zdrój, ludzie wolą rzucać obelgi na lekarza, jak gdyby on, a nie zdrój, stanowił właśnie żywioł zarazy. Rzecz ta była rodzajem paraboli, przedstawiała przyjęcie, jakie przypadło w udziale „Widmom“ — i istotnie widzi

się pierwszy utwór w nowem świetle, gdy się ma i drugi przed oczyma.

Najwłaściwiej tedy tak należy czytać, ażeby rozumieć związek pomiędzy dziełami jednego pisarza. Nie szkodzi także nic, gdy się czyta tak, ażeby czuć związek pomiędzy jego pracą a pracą tych, którzy nań wywarli wpływ, albo tych, na których on wpływa.

Zatrzymajmy się na chwilę na „Wrogu ludu“ i przypomnijmy sobie położony tam nacisk na krzywdę, jaką zawsze wyrządza większość przez swą przemoc swobodnej jednostce; znamy słowa końcowe tej sztuki: „Ten jest najsilniejszy, kto stoi sam“. Ta myśl nie była dla czytelników skandynawskich nową. Wypowiedział ją już przedtem z wielką ekspresyą w dziełach swych największy myśliciel północy — i gdy w ten sposób dzieło Ibsena odwoływało się do Svena Herkeguarda, czytelnik norweski czuł łączność pomiędzy literaturą norweską i duńską, prąd ducha, płynący z jednego kraju do drugiego.

W ten sposób przez uważne czytanie, przez książkę, przenikamy do autora, który poza nią stoi, a przez niego do wielkiego związku duchowego, w którym pozostaje i do wpływu, jaki z kolei wywiera.

Ale ten rodzaj czytania jest nie dla wszystkich; tylko ludzie w pewnej mierze uzdolnieni krytycznie, są do niego powołanymi. Wszyscy zaś mogą czytać w ten sposób, ażeby z przeczytanego wyciągnąć cały morał, jaki tam jest zawarty.

Powiem krótko: Nie powinniśmy mniemać, że przez czytanie staniemy się lepsi, ani od pisarza wymagać, ażeby nas czynił lepszymi za pomocą moralizowania. Ale powinniśmy czytać tak, ażebyśmy z lektury dla siebie potrafili pozyskać pożyteczną naukę, w niej ukrytą.

Uciekam się do przykładu. Ażeby wyjaśnić wam moją myśl, jestem zmuszony rozwieść się cokolwiek dłużej.

Muszę najpierw opowiedzieć fakt, zdarzenie, a następnie wykazać, w jaki sposób powinniście — według mego poglądu — czytać tę rzecz.

Wybieram jako przykład, oblężenie i kapitulacyę Soissons d. 3. marca 1814 r.

Po bitwie pod Lipskiem, położenie Napoleona było takie: Miał on pod bronią 60—70000 ludzi, wojsko rozbite i zmęczone, przeważnie dzieciaki; przeciwko sobie 300.000 żołnierzy zahartowanych i zwycięzkich. Jego generałowie cofają się w nieporządku z powrotem do Francyi. On sam spieszy wszędzie, szczególniej tam, gdzie niebezpieczeństwo jest największe, uspokaja wojsko, rzuca się na spotkanie nieprzyjacielskiego najazdu, bije wroga pod Brienne, pod la Rothiere, jeden przeciw 4-em, niekiedy jeden przeciwko 5-ciu. Ale ponieważ tych przeważających pod względem liczby mas nie byłby w stanie atakować bezpośrednio, oczekuje, jak zwierz drapieżny, przyczajony do skoku, jakiejś szansy, jakiegoś błędu, który nieprzyjaciel, według jego przekonania, popełnić musi.

Błąd został popełniony. Blücher i Schwarzenberg maszerują rozdzieleni. Rzuca się na Blüchera, bije go przez 4 dni dzień po dńiu, spada następnie na Schwarzenberga, który się musi cofać i znowu pospiesza za Blücherem, ażeby go całkowicie zetrzeć i znowu dźwignąć swoją własną potęgę. Wtem, wszystko się nagle zmienia, gdy mała forteca Soissons, która przeszkadzała Blücherowi i Schwarzenbergowi w połączeniu ich wojsk, właśnie w rozstrzygającej chwili poddaje się nieprzyjacielowi.

Porażka dla Blüchera, powiada Thiers, była tak pewna, jak tylko na wojnie cokolwiek pewnem być może. Po raz pierwszy w tej kampanii, nietylko strategiczna, ale i liczbowa przewaga była po stronie Napoleona. Blücher był zmuszony do przyjęcia walki, mając za sobą rzekę Aisne.

Co tedy mogło tak zmienić stosunek i los walki? — pyta Thiers. „Człowiek słaby, który nie był ani zdrajcą,

ani tchórzem, nie był nawet złym oficerem, dał się tylko przerazić pogróżką nieprzyjaciela. W ten sposób spełnił się ten fakt, najnieszczęśliwszy w dziejach Francyi, jeśli nie liczyć innego wypadku, zdarzonego w roku następnym na polach pomiędzy Wavre i Waterloo".

Odczytajcie tę opowieść w najdoskonalszem jej przedstawieniu, jakie znajdziemy w dziele Henryka Houssaye'a: „1814".

Fortecę Soissons uważano zawsze za punkt strategiczny poważnej doniosłości. Ale w r. 1814 nikt nie pomyślał, ażeby postawić ją na stopie obronnej. Któżby oczekiwał najazdu na Francyę! Szańce były w ruinach, zaczęto je naprawiać. Mianowano dowódzcą generała Moreau — nie krewnego znakomitego Moreau. — Garnizon stanowiła garść ludzi: 700 Polaków, mężnych, wypróbowanych żołnierzy, zrozpaczonych, bo uważali swą ojczyznę za straconą, ale Napoleonowi oddanych niezachwianie, dalej 140 artylerzystów ze starej gwardyi i 80 kawalerzystów, flankierów gwardyjskich. Forteca była uzbrojona w 20 lekkich dział.

Było ich razem 900—1000 ludzi. Na zewnątrz znajdowało się 50.000 Rosyan pod Wernigerodem i Prusaków pod Bülowem, nadto artylerya, złożona z 40 ciężkich armat. Ostrzeliwanie zaczęło się o godz. 9-ej rano. O 12-ej wiele armat było już zdemontowanych, wielu artylerzystów odniosło rany. O 3-ej kolumna rosyjska uderzyła do szturmu. Ale 300 Polaków zmusiło ją do odwrotu. Tego dnia szczupły garnizon miał 23 zabitych i 120 rannych.

Tymczasem dwaj generałowie wojsk sprzymierzonych słyszeli ciągle kanonadę w kierunku Ourcy co niepokoiło. Po 12 godzinnem bombardowaniu, nie zrobili nawet wyłomu w szańcach. Wymagało to jeszcze 12-tu godzin, może 36-ciu, a oni nie mieli ich do stracenia. Wyprzedzali tylko o jeden dzień marszu Napoleona, który „następował im na pięty." Cóż było robić?

Bülow posłał parlamentarza, kapitana Mertensa. Gdy Moreau usłyszał, że idzie o poddanie fortecy, odpowiedział odmownie, ale zamiast to uczynić wprost, bez dalszych uwag, rzekł, iż nie może wdawać się w pertraktacye z oficerem, który nie posiada piśmiennego pełnomocnictwa.

W godzinę później Mertens powrócił z listem. Energiczny oficer nie przyjąłby parlamentarza po raz drugi. Stan fortyfikacyi nie był rozpaczliwy. Mógł skorzystać z nocy i naprawić uszkodzenia.

Ale Mertens był zręcznym dyplomatą. Zaczął rozpływać się w pochwałach dla męztwa załogi i komendanta, przypomniał generałowi Moreau szczupłą liczbę jego wojska, jego niedostateczność, ażeby obronić taką pozycyę, wreszcie siłę sprzymierzonych, 50 przeciw 1. Byłoby to wielką odpowiedzialnością, mówił, dla niepotrzebnego oporu narażać miasto na rabunek i spalenie. Moreau odpowiedział frazesem, że da się pogrzebać pod ruinami miasta. Lecz Mertens nie pozwolił sobie tem zaimponować, dojrzał w głębi jego duszy wahanie się i zauważył, że załodze byłoby dozwolonem, po zaszczytnej kapitulacyi, przyłączyć się do wojsk Napoleona.

W ten sposób przemówił do poczucia obowiązku słabego człowieka. Było jasnem, że Soissons w ciągu 2-ch do 3-ch dni musi pomimo wszystko poddać się, wtedy zaś garnizon zostałby w pień wycięty, a miasto byłoby wystawione na okropności grabieży; tymczasem teraz żołnierze mogli wyjść wolni, z bronią.

A jednak Moreau powinien był słuchać tylko naczelnych rozkazów. Regulamin przepisywał: „Należy wyczerpać wszystkie środki w celu obrony, głuchym być na wszelkie wieści i podszepty, pochodzące od nieprzyjaciela“. A dalej: „Pamiętać, iż poddanie punktu oparcia naszych wojsk o jeden, jedyny dzień za wcześnie, może mieć najdonioślejsze następstwa dla obrony państwa“.

Moreau nieraz dowiódł swej odwagi. Bez męztwa, nie zostałby ani generałem pod Napoleonem, ani dowódzcą

fortecy. Ale nie był on dzielnym po bohatersku. I zapewne uważał po cichu, jak większa część generałów, sprawę cesarza za straconą. Nie chciał bez pożytku oddawać siebie na ofiarę.

Zwołał radę wojenną. Pokazało się, że amunicya wynosiła jeszcze 3000 nabojów armatnich i 200.000 kartaczowych. Głosy się rozdzieliły. Szef batalionu A. Hilliers był za tem, że należy wytrwać. Pułkownik polski Kosiński popierał go energicznie. „Ja odpowiadam za moich żołnierzy, ręczę, że będą walczyli 1 przeciwko 4-em“. Zamiar prowadzenia dalej obrony przeważył.

Lecz zaledwo rada się rozeszła, przybył nowy parlamentarz, a w piśmie, które przyniósł, wyrazy „szturm“, „rzeź“, „oddanie miasta na łup“ niepokoiły i przerażały. Zeszła się nowa rada wojenna. I tym razem tylko Polak Kosiński, jedyny, przemawiał za dalszym oporem, ale jako cudzoziemiec, nie miał głosu rozstrzygającego.

Moreau wziął wtedy parlamentarza na bok i zawarował sobie ochronę dla miasta oraz swobodne wycofanie się załogi z bronią i bagażami. Nieprzyjaciel zgodził się na to i Moreau przedstawił radzie wojennej łagodne te warunki. Zresztą rada wojenna miała tylko głos doradczy. Regulamin powiadał: „Gdy rada wojenna wyraziła swe zdanie, postanawia komendant sam i na własną swą odpowiedzialność. Powinien jednakowoż pójść za radą najdzielniejszą i najmężniejszą, jeśli tylko nie jest bezwzględnie niewykonalną“.

Tymczasem nastał dzień. Ciągłe kręcenie się parlamentarzy, zaprzestanie ognia, przerażające milczenie zaczęło niepokoić wojsko. Zbudziły się podejrzenia. Sarkanie ludności łączyło się z oburzeniem żołnierzy. Wyrazy, „tchórz“, „zdrada“, dały się słyszeć w szeregach.

Była godzina 9 rano. Odezwała się gwałtowna kanonada w kierunku Ourcy. Odgłos ten wstrząsnął wszystkimi. I oto nastąpiła jak gdyby eksplozya nadziei i gniewu. Wołano: „To armaty cesarza! To cesarz idzie. *C'est le*

canon de l'Empereur!" To okrzyk, który podczas wojny był zawsze hasłem, który budził na nowo męztwo w sercach Francuzów, a wrogowi groził postrachem i porażką. Wobec generałów Napoleona wróg miał nadzieję zwycięztwa, ale drżał wobec niego samego.

Ze wszystkich stron wołano: „Podrzyjcie kapitulacyę! Cesarz idzie!"

Spierano się jeszcze o to, ile dział mają wziąć ze sobą Francuzi, dwa czy więcej. Spór był żywy. Wtedy rzekł generał rosyjski Woronow po rosyjsku do Löwensteina: „Niechby sobie zabrali całą swoją artyleryę i w dodatku jeszcze i moją, byleby tylko opróżnili fortecę i poszli precz".

Podług postanowień kapitulacyi, Polacy mieli ewakuować bramy reimską i laońską. Ale ta garstka polska była tak rozwścieczona, że obawiano się starcia.

Polacy — mówi świadek naoczny — szaleli i gryźli ze złości swe karabiny.

W swojej niecierpliwości, generał rosyjski chciał już o godzinie 3-ej wkroczyć do miasta i zbliżył się w tym celu na czele dwóch batalionów. Ale Polacy — 600 ludzi — z rannym Kosińskim na czele, odmówili mu wstępu.

„Znów pan tu jesteś?" zawołał Rosyanin do pułkownika polskiego, który stał z ręką na temblaku. „Mam ztąd odejść dopiero o 4-ej i każę strzelać, jeśli nie odejdziecie w tej chwili."

Wernigerode spojrzał na zegarek i rzekł do swego oficera: „Ma racyę. W tył, moi panowie!"

Gdy już podpisano dokument kapitulacyjny, w tej chwili zupełnie w pobliżu dała się słyszeć kanonada. Moreau zbladł, pochwycił Löwensteina za ramię i rzekł: „Oszukałeś mnie pan. Ogień się zbliża. To Blücher ucieka. Cesarz wrzuciłby Blüchera do rzeki Aisne, gdybym się nie poddał. Powinien mnie kazać rozstrzelać. Jestem zgubiony".

Napoleon ułaskawił go, ale jest dowiedzionem, że gdyby kapitulacya nie nastąpiła, oblężenie zostałoby przerwane następnego dnia.

Jest francuskie przysłowie, że należy zawsze wystrzelić swój ostatni nabój, ponieważ może to być właśnie ten, który przeważy losy wojny. Moreau zlekceważył teń ostatni strzał. Gdyby nie popełnił tego zaniedbania, prawdopodobnie Europa naszych czasów wyglądałaby inaczej.

Moje panie i panowie! Czy jest opowieść bardziej pouczająca, mająca więcej znaczenia, więcej moralna, aniżeli ta, jeśli ją tylko właściwie czytamy?

Nie czyńcie mi zarzutu, że wysoce jest niepewnem, czy Napoleon, gdyby zwyciężył w r. 1814, nie zostałby mimo to później pobitym. Jestto, przypuśćmy, możliwe, ale nie prawdopodobne. Był on wtedy innym, aniżeli poprzednio, gdy dawał się powodować jedynie swoim ambitnym fantazyom. Wielkość w jego charakterze była wtedy tak dojrzałą, jak nigdy przedtem.

Pozwólcie mi przedstawić rzecz jeszcze wyraźniej i dobitniej. Postawmy tak kwestyę:

Gdyby Soissons utrzymało się, Europie oszczędzonoby przed rokiem 1815 strasznej reakcyi. Przyszłość Europy zawisła tedy na tej nici; a nić tę przecięło nie tchórzostwo ani zdrada, ani nawet podła, prosta nikczemność, której wystrzegają się wszyscy lepsi ludzie, ale honorowa a lojalna słabizna. W tej opowieści tkwi psychologia honorowej słabizny w ogóle.

Czuć katastrofę jak się zbliża krok za krokiem. Wymówek, aby nie uczynić tej jedynej rzeczy, którą spełnić należało, gromadzi się jak mrowia.

Jest ludzi 800 przeciw 50.000.

Jak gdyby to tłomaczyło sprawę!

Z ogromną tą przewagą walczono całą dobę.

Jakgdyby to mogło być powodem kapitulacyi.

W każdym razie można było trzymać się jeszcze tylko przez czas krótki.

I cóż to miało do rzeczy!

Narażałoby się życie ludzi niewinnych, t. zn., że popełniwszy czyn lichy, możnaby przypuszczalnie uratować załogę.

Jak gdyby wzgląd taki mógł stanowić o tym wypadku.

W reszcie ustępując tym razem ze stanowiska, można było przy innej okazyi wykazać bohaterstwo swoje.

Jak gdyby tu o to chodziło!

Tu było zadanie, które należało spełnić. Tu był rozkaz naczelny, którego należało bezwarunkowo słuchać.

Tu była wola cesarza, tego, któremu wszyscy powinniśmy oddać to, co jest cesarskiego. Tu był punkt wszechświata rozstrzygający.

I nikt z nas nie może nigdy wiedzieć, czy punkt, na którym stoi, nie jest właśnie tym punktem zbieżnym, zkąd nieskończone rozchodzą się nici na wszystkie strony. Tego nikt nie wie. Co się jednak wie dokładnie, to to, że powinno się być człowiekiem a nie wyrzutkiem, komendantem a nie kapitulantem. Inaczej narażamy się na to, że gdy witani najgłębszym szacunkiem wroga (niema nic mizerniejszego jak ten właśnie szacunek) rzuciwszy broń i w sposób najbardziej honorowy, przy dźwięku bębnów i muzyki podpiszemy kapitulacyę, usłyszymy nagle w pobliżu grzmot armat cesarza. Poznamy wtedy, żeśmy przepadli i zginęli i że się nam słusznie koniec nędzników należy.

Jeżeli tak czytamy przyswajając sobie rzecz czytaną, wtedy odczujemy łatwo ten punkt zbieżny w przebiegu zdarzeń, w rozwijaniu się akcyi, punkt woli, punkt namiętności, punkt morału, ten właśnie punkt Archimedesa, z którego ziemię z posad poruszyć można. Nerw sprawy leży przed naszemi oczyma obnażony.

Dlaczego powinniśmy więc czytać?—Ażeby pomnażać naszą wiedzę, pozbywać się uprzedzeń, wznosić się do coraz wyższego stopnia indywidualności.

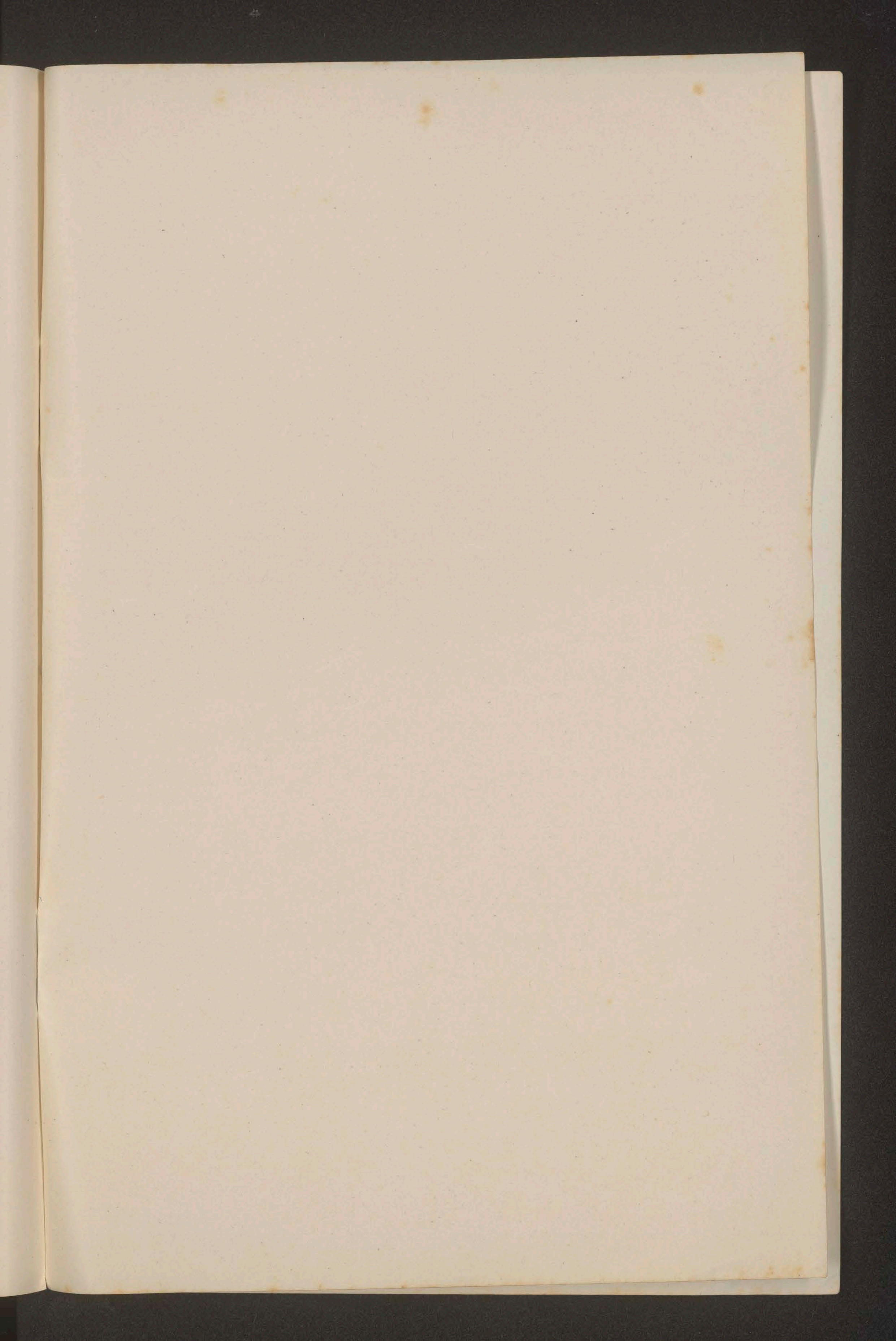
Co powinniśmy czytać? Oto książki, które nas pociągają i zajmują, gdyż tylko te są dla nas odpowiednie. To są właśnie dobre książki.

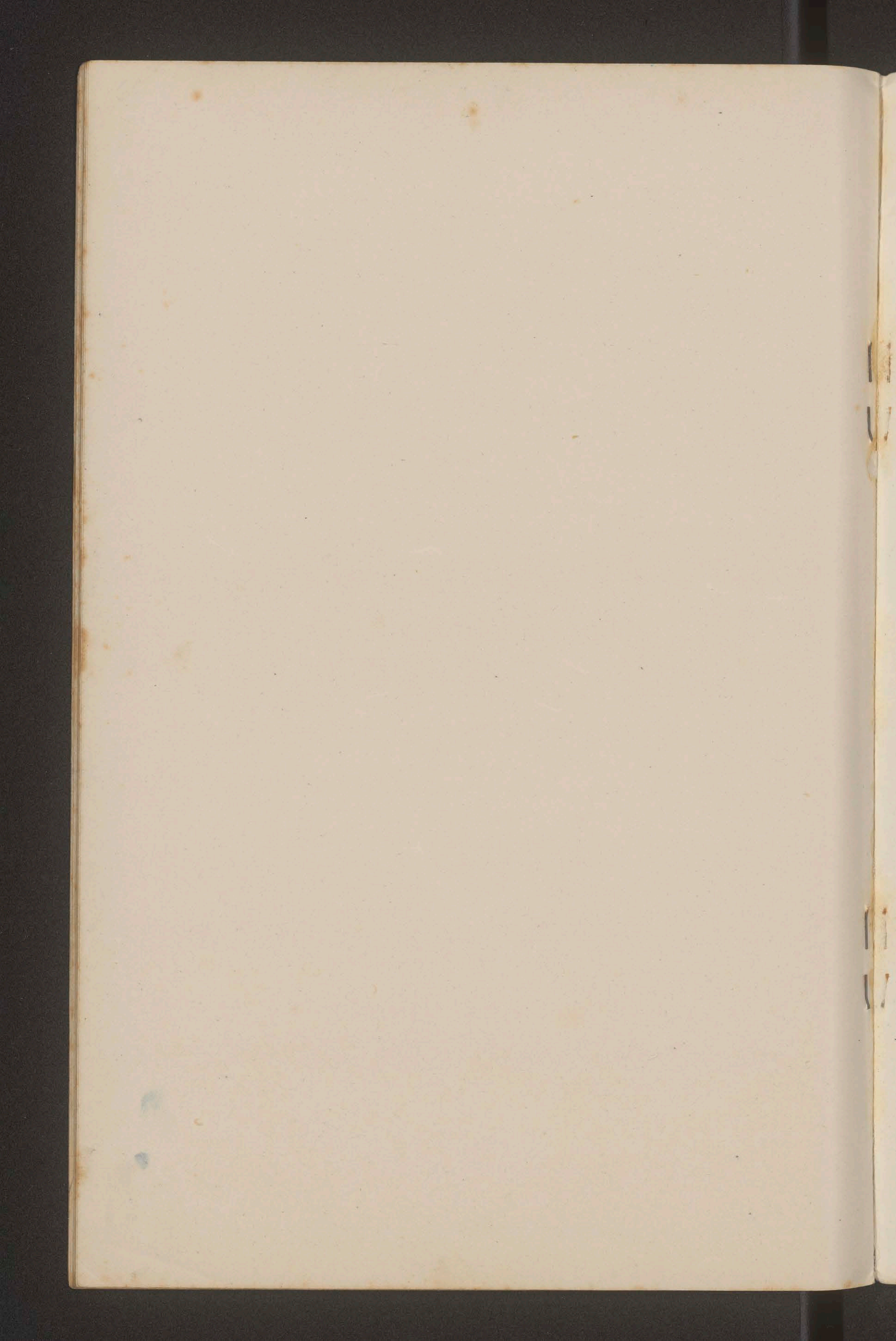
Ktoś pytał raz mego przyjaciela: Jakie książki pan wolisz, romantyczne, naturalistyczne, symbolistyczne czy też jakie inne? — Dobre książki — odpowiedział mój przyjaciel — i była to wyborna odpowiedź, ponieważ niema nic niedorzeczniejszego, aniżeli stosować się do rubryk. Dobrą dla mnie jest książka, która przyczynia się do mojego rozwoju.

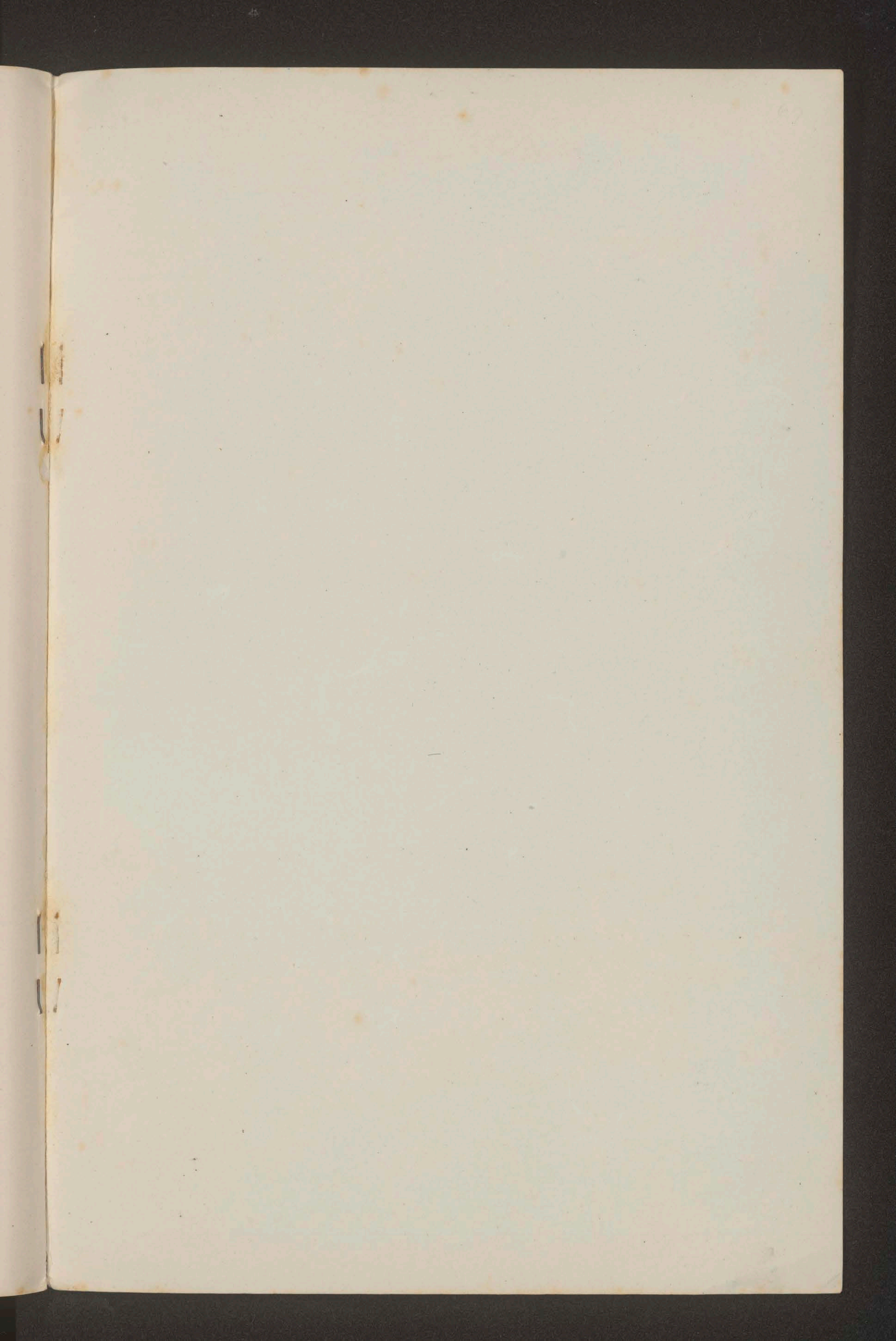
Jak powinniśmy czytać te dobre książki? — Najpierw z całem oddaniem się im, powtóre z krytyką, jeśli to możebne tak, ażeby nasza lektura miała pewien cel wytyczny i abyśmy czuli lub rozumieli związek pomiędzy nią a innemi książkami, — wreszcie tak, abyśmy sobie przyswoili cały morał, tkwiący w każdej fabule.

Wtedy w jednej książce może się nam otworzyć cały świat. Uczymy się za pomocą książki poznawać dany czas, dany kraj, daną kulturę, pojmujemy w ten sposób odłam ludzkości, w którym nietylko odnajdujemy naszą własną zmienną naturę, ale także niezmienne sprawy i wieczne prawa wszechnatury. Jesteśmy wreszcie w stanie, jeśli dobrze czytamy, podnieść się wyżej moralnie, przychodząc do zrozumienia, co należy czynić i czego unikać.









LWÓW.
CZCIONKAMI DRUKARNI „SŁOWA POLSKIEGO“
pod zarządem Z. Hałacińskiego.

